

Spock

ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Mela's Geheimniß. Novelle von Helene Stöckl. (Schluß). — Im Coupé III. Classe. Originalzeichnung von Hiddemann. — Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung). — Pariserinnen in der Kirche. Von Friedrich Hermann. — Im Canton Uri. — Elf Königinnen. Historische Skizzen von George Hiltl. (Schluß). — Eine Toiletten-Ausstellung. — Unsere Illustrationen. — Wandereien (mit Abbildung). — Charade. — Auflösung des Räthfels Seite 179. — Inserate.

Mela's Geheimniß.

Novelle von Helene Stöckl.

(Schluß.)

Zur rechten Zeit finden wir am andern Morgen die beiden Herren zur Bergfahrt gerüstet in dem Frühstückszimmer, auf Mela wartend, die noch nicht erschienen war.

„Sollte Fräulein Melanie die Partie verschlafen haben?“ frug Förster besorgt.

„Warum nicht gar! Meine Tochter verschläft kein Ver-

gnügen, da kennen Sie sie schlecht. — Sehen Sie, da ist sie schon!“

Ja, da war sie! In glänzend grauem mit matt blauem Atlas aufgeputzten Seidentleide, ein winziges, maiblumengeschmücktes Hütchen auf dem Kopfe, einen bunten Plaid im blanken Riemen über der Schulter tragend, die Füße von zierlichen aber festen Stiefelchen umschlossen, in den Augen und auf den Lippen das sonnigste Lächeln, so trat sie in das Zimmer, Förster's Herz in helle Flammen setzend.

„Sind Sie nicht stolz auf Ihre Tochter, Herr Schwarz?“ machte sein Entzücken sich endlich Luft.

„Auf meine Tochter oder auf ihr Kleid?“ spottete der Angeredete gutmüthig.

„Wißten Sie meine Worte nicht. Doch muß ich gestehen, ich habe in meinem Leben kein so geschmackvolles Kleid gesehen, als dieses da. Wohl bedarf die Rose keines fremden Schmuckes, doch“ —

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Redacteur; Complimente bei nüchternem Magen gelingen selten. Uebrigens gefällt mir das Kleid selbst.“

„Mir auch,“ versicherte Papa Schwarz, „besonders deshalb, weil es mich nichts kostet, nicht einen Kreuzer.“



Im Coupé III. Classe. Originalzeichnung von Hiddemann.

Nach einer Photographie aus dem Verlage der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin.

X.A. v. B. BRENDAMOUR.

„Wie so?“ frug Förster.
 „Mela hat es sich selbst verdient.“
 „Das Kleid selbst verdient?“ Durch Förster's Gehirn schob sich die Erinnerung an eine junge Dame und ihr Seidentleid die er in Wien kennen lernen sollte. „Womit?“ frug er argwöhnisch, ließ seinen Verdacht aber sogleich fallen, als Mela ihm unbefangenen erwiderte:
 „Mit Handarbeit.“
 „Ah, das müssen fleißige Hände sein, die so viel zu verdienen wissen. Ich habe immer geglaubt, Frauenarbeit würde äußerst schlecht bezahlt.“
 „Das kommt natürlich ganz auf die Art der Arbeit an. Wenn Sie sich jedoch nicht mit Ihrem Kaffee beeilen, so habe ich mich umsonst so schön gemacht.“
 „Ja, ja, Herr Redacteur,“ mahnte auch der Vater, „trinken Sie aus, sonst kommen wir zu spät. Vetter Leopold wird uns hoffentlich Plätze aufgehoben haben.“
 Das hatte Vetter Leopold, ein jovialer, etwas wohlbeleibter, junger Mann, den Förster schon kannte, weil er durch ihn, der zum Wohnungs-Comité gehörte, seinen liebenswürdigen Wirthen zugeführt worden war, auch wirklich gethan. Die Gesellschaft nahm ihre Plätze ein auf der linken Seite des Zuges, der Aussicht wegen, und fort ging es in den thaufrischen Sommermorgen hinein.

Bist Du, lieber Leser, schon einmal über den Semmering gefahren?
 Hinter Dir bleibt die mächtige Stadt mit ihren rauchenden Schloten, ihren engen Gassen, ihren von Arbeit und Leidenschaft gehegten Menschenkindern zurück, vor Dir aus der Ebene, die wie ein Garten Gottes um Dich gebreitet liegt, steigen die Berge in die Höhe mit ihren schroffen Zinken, die nur der Wind und die Sonne küßt, mit ihren einsamen Schluchten, in denen der Waldbach braust, mit ihren mächtigen Burgen, die von einstiger Herrlichkeit erzählen. Da blinkt Wartenstein, das hundertfenstrige, zu Dir herüber, dort grüßt Burg Klamm in das Thal herab.

An steilen Bergabhängen entlaug, bald in die Nacht der Tunnel tauchend, bald durchbrochene Wölbungen in jähem Wechsel von Tag und Nacht durchfliegend, über Schlünde, von kühnen Brücken überwölbt, eilt der Zug zu den weißen Bahnhäuschen hinauf, die wie Schwalbenester an der Bergwand kleben.

Kinder drängen sich an die Bahn, sie tragen große Sträuße in den Händen, Almenrausch und Edelweiß, Enziane und Cyclame. Alpenblumen, die Verförperung der Bergespoesie, wie regt ihr Gruß Dir die Seele auf! Hoch über den Thälern schlängelt sich die Bahn. Jetzt öffnen sich die Berge für einen Augenblick, tief unten zeigt sich eine Schlucht in weltvergessener Einsamkeit. Ein Hirtenbus liegt auf dem Rasen und starrt dem Zuge nach. Doch weiter! Dort liegt Schottwien, eingeklemmt zwischen den Bergen, als wollten sie es fort und fort erdrücken in ihrer riesigen Umarmung. Du siehst senkrecht auf die Häuser und in die Höfe hinab, wo Frauen die weiße Wäsche trocknen und Kinder in der Sonne spielen. Weiter! Ueber die Alliggräben hinweg zum Semmering hinauf, an dem Monumente Hegga's, des kühnen Erbauers dieser Bahn vorbei und durch die endlose Nacht des Semmering-Tunnels hinein in das herrliche Steiermark!

Hast Du diese Fahrt gemacht mit klaren Augen und offenem Herzen, dann kannst Du nicht sagen, die Herrlichkeit der Erde sei Dir ein verschlossenes Buch geblieben, Du hast ein Blatt daraus gelesen, dessen Inhalt Deine Seele nie vergessen wird. Und sag dann an Deiner Seite ein Wesen, dessen Seele sich mit der Deinen auszudehnen meinte, um alle Pracht in sich aufzunehmen, dessen Auge voll trunkenen Entzückens in die Weite schweifte, um dann gebelnd und zitternd in das Deine zu tauchen, dessen Geist, die kleinlichen Sorgen und Bestrebungen des Lebens von sich werfend, mit Dir den hohen Flug wagte über die Bergesgipfel zu den darüber ziehenden Wolken und höher hinauf zu den nur geahnten Wundern des Jenseits — mag dann Dein späteres Leben sich trüb und traurig gestalten, einmal hast Du getrunken aus dem Becher reinen Glücks.

„Das war eine schöne Fahrt,“ jagte Förster aufathmend, als der Zug in den Bahnhof von Mürzzuschlag einlenkte, und blickte Mela tief in das Auge; „ich werde sie nicht vergessen, so lange ich lebe.“

„Ich auch nicht,“ jagte Mela leise und bewegt, „aber,“ setzte sie schnell hinzu, die sentimentale Stimmung unterdrückend, „jetzt sorgen Sie für Plätze, Herr Redacteur, sonst bekommen wir nichts zu essen.“

Plätze gab es genug an der langen auf dem Perron gedeckten Festtafel, aber wie Förster zu seinem Schrecken erfuhr, nur für diejenigen, welche sich mittelst rother Karte als echte Journalisten ausweisen konnten; nicht als ob sie es deshalb wirklich waren. Der Eine hatte am Journalistentage theilgenommen, weil er früher Journalist war, der Andere, weil er Journalist werden wollte, der Dritte, weil er, wenn er zufällig kein Baumeister wäre, ja leicht hin Journalist geworden sein könnte. Karren hatten sie aber Alle, nur Mela nebst Vater und Vetter hatten keine. Sie fügten sich übrigens ganz wohlgenuth in ihr Schicksal, und Förster, den ein tüchtiger Zufall neben der uns bekannten, heute grünseidenen Schriftstellerin placirt hatte, mußte zu seinem Aerger sehen, wie sie an einem besondern Tischchen lachend und plaudernd tafelten und dann in der Richtung auf die Berge zu verschwanden. Seine Nachbarin suchte ihn unterdessen nach besten Kräften zu unterhalten.

„Ich preise das göttliche Geschick, das mir heute das Glück Ihrer Gesellschaft verschafft,“ begann sie sanft, „schon glaubte ich, es habe sich Alles gegen mich verschworen, um mein Bekanntwerden mit Ihnen zu verhindern.“

Förster zwang sich zu einem artigen Lächeln.
 „Sie ließen mich in der That hoffen, mein Fräulein, daß Sie Ihre Pseudonymität nicht länger beibehalten würden.“
 „Ich bitte, Herr Redacteur, der Name, unter dem ich schreibe, ist kein angenehmer.“

Förster wußte nicht recht, was er denken sollte; waren doch alle ihre Briefe mit „Namenlos“ unterzeichnet gewesen. „Dann ist Ihr Name jedenfalls ein äußerst seltener,“ sagte er endlich.

„Nicht so selten, als Sie vielleicht denken. In Pommern ist der Name Sauerwasser ziemlich verbreitet.“

„Sauerwasser?“ wiederholte Förster mechanisch, „also nicht Namenlos! Sauerwasser!“ jetzt fiel es ihm ein, das war der Name der Verfasserin eines Aufsatzes über Haushunde, den er einmal als Lückenbüßer in sein Blatt aufgenommen hatte. Wenn Fräulein Sauerwasser nicht seine unbekannte Correspondentin war, dann hatte er ja gar keine Verpflichtungen gegen sie. Er fühlte seine Brust von einem dumpfen Drucke befreit. Jetzt brauchte er gar keine Gewissenbisse darüber zu empfinden, den Plänen seiner Nachbarin auf seine Begleitung für den Nachmittag ein Ende zu machen, und als diese eben einem jungen Hamburger, der sich in die Schleppe ihres grünspanfarbenen Kleides verwickelt hatte, mit holdseligem Lächeln versicherte, daß solche kleine Abenteuer den eigenthümlichen Reiz von Gebirgspartien erhöhen, wußte er spurlos zu verschwinden.

Wo aber sollte er Mela finden? Das war die große Frage, welche er sich jetzt vorlegte. Doch die Liebe machte ihn scharfsichtig, und wie ein indianischer Pfadfinder auch die schwächsten Spuren beachtend, fragte er sich durch bis zum Heustadlbauer. Dort traf er Papa Schwarz und erfuhr von ihm zu seiner nicht gerade angenehmen Ueberraschung, Mela sei mit Leopold zurückgeblieben, um Erdbeeren zu suchen. Eine gute Weile kroch er durch Dick und Dünn und schon wollte er seine Nachforschungen entmuthigt aufgeben, als ein Lachen durch die Büsche drang, das ihm bekannt vorkam. Er folgte den Tönen und stand bald vor einer kleinen Waldlichtung, überrascht das sich ihm darbietende Bild betrachtend. Auf einem moosbewachsenen Steine, zwischen Farnkraut und blauen Glockenblumen, saß Mela; der Hut lag neben ihr, die blonden Flechten, welche ihr bei der Hitze des Tages zu schwer geworden sein mochten, hingen losgehängt herab. Sie hatte sich vorgebeugt, hoch in der Hand eine Erdbeere an langem Stiele haltend, welche Vetter Leopold, der lang ausgestreckt vor ihr im Grase lag, mit dem Munde aufzufangen sich bemühte. Leicht wurde ihm dies von Mela aber nicht gemacht, und jedes Mal, wenn er nach der Beere schnappte, ohne sie zu erhaschen, brach sie in das helle Lachen aus, das Förster geleitet hatte.

Sie waren Beide so vertieft in diese angenehme Unterhaltung, daß sie ihn erst bemerkten, als er dicht vor ihnen stand.

Verwirrt sprang Mela auf.
 „Wie gut, daß Sie kommen, Herr Redacteur; wir haben uns verirrt und können den Weg nicht mehr finden.“
 „Sie scheinen gerade sehr eifrig danach gesucht zu haben,“ versetzte Förster spöttlich.

Mela zog vor, die Frage zu überhören. „Haben Sie den Vater nicht gesehen?“
 „Vor einer Viertelstunde traf ich ihn bei dem Heustadlbauer.“

„Er war gewiß recht besorgt um uns.“
 „Natürlich war er das. Ich fand ihn gerade dabei, seinen Kummer in einem großen Glase Buttermilch zu ertränken.“

„Der arme Vater! Ach, Leopold, wenn Du doch so freundlich sein wolltest, ihm zu sagen, wo wir sind.“
 Leopold hätte es augenscheinlich vorgezogen, im Grase liegen zu bleiben und Erdbeeren zu fangen; er war indessen ein viel zu musterhafter Cousin, als daß Mela's Wünsche nicht Befehle für ihn gewesen wären. So machte er sich denn seufzend daran, den steilen Berg emporzuklettern, während Förster sich auf den Stein neben Mela setzte, die ihre Erdbeeren jetzt selber aß.

„Wer doch jetzt auch Erdbeeren hätte!“ seufzte Förster.
 „Dort stehen welche,“ jagte Mela, die ziemlich deutliche Anspielung unbeachtet lassend.

„Wo?“
 „Dort unter dem Gebüsch.“
 „Ich sehe keine.“
 „Sie müssen eben danach suchen.“
 „Das wäre reine Zeitverschwendung. Ich bin weder blind noch kurzsichtig, aber ich habe in meinem Leben nie Erdbeeren oder Brombeeren finden können.“

„Ja, dann werden Sie sich wol den Appetit darauf vergehen lassen müssen.“
 „Seien Sie nicht so grausam, Fräulein Mela. Ich habe auch nichts dagegen, mir die Erdbeeren durch ehrliche Arbeit zu verdienen, wie Vetter Leopold.“

Mela wurde roth.
 „Mit Leopold ist das etwas ganz Anderes. Wir spielten Fütterung als Erinnerung an alte Zeiten. Sie dürfen nicht vergessen, daß wir zusammen aufgewachsen sind.“

„Sie scheinen Ihren Vetter sehr lieb zu haben?“
 Förster betrachtete, während er so frug, angelegentlich die Flügeldecken eines Käfers, der ihm über die Hand kroch.
 „Das versteht sich,“ versetzte Mela schnell, nach einem Augenblick leiser hinzujugend, „so lieb wie — einen Bruder.“
 „Nicht anders?“ Der gefangene Käfer erhielt plötzlich seine Freiheit wieder. „Mela, ist das wahr, können Sie mir dabei in die Augen blicken?“

„Weshalb nicht? Dürfte ich mir indessen zu fragen erlauben —“ weiter kam sie nicht; sie senkte den Blick, den sie voll zu ihm aufgeschlagen vor dem seinen, der heiß auf ihr ruhte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Antwort. Sie ahnen nicht, wie glücklich Sie mich dadurch gemacht haben. O, Fräulein Mela, wenn Sie wüßten —“

Vorläufig aber erfuhr Mela nicht, was sie wissen sollte, denn Leopold brach durch die Büsche.
 „Der Vater ist schon den Berg hinunter,“ rief er athemlos. „Wir sind die Letzten. Der Zug wird gleich abgehen.“
 „Wie schnell waren sie auf den Weinen und liefen den Berg hinunter.“

„Schaffiren Sie, so geht es am besten!“ rief Förster.
 „Mein Gott, was fangen wir an, wenn wir zu spät kommen?“
 „Dann nehmen wir einen Extrazug.“

„Als ob das so ginge! Warum hast Du uns nicht eher gerufen, Leopold. Du bist an Allem schuld.“
 Armer Leopold! Er hatte zu viel damit zu thun, seine dicke Persönlichkeit ohne Unfall den Berg hinunter zu befördern, um diesen unverdienten Vorwurf zurückweisen zu können, wie sich's gebührte.
 Endlich langten sie auf dem Bahnhof an; eben sollte der Zug abgehen.

Aus dem Fenster eines Waggons lehnte eine Dame weit hinaus. „Herr Conducateur, es sind noch nicht alle Festgäste versammelt; ich mache Sie für die Zurückbleibenden verantwortlich!“

„Wer nicht da ist, kann nicht mitfahren.“
 „Aber so warten Sie doch noch einige Minuten!“
 „Es geht nicht; wir treffen sonst mit dem Triestiner Schnellzuge zusammen. — Fertig!“

„Da kommen sie! Hierher, hierher, Herr Redacteur!“
 Instinctmäßig folgte der so Angerufene der Stimme, aber noch zur rechten Zeit erkannte er den wallenden, grünen Schleier. Mit schneller Geistesgegenwart schob er Leopold der Schriftstellerin entgegen, während er mit Mela im nächsten Waggon verschwand. Dieser war eigentlich schon dicht befestigt, da aber Alles, der schönen Aussicht halber, der rechten Seite zudrängte, fanden Förster und Mela noch Platz auf der linken. Wunderbarer Weise war es ihnen jetzt gar nicht mehr so sehr um die Gegend zu thun, die sie beim Herfahren so entzückt hatte. Ich glaube, sie hätten selbst auf den Niagara keinen Blick geworfen, falls dieser zufällig vor den Fenstern des Coupés geschäumt hätte.

„Wenn Sie wüßten, Fräulein Mela,“ setzte Förster die vorhin abgebrochene Unterhaltung fort, „wie undenkbar es mir ist, daß ich morgen Wien verlassen soll.“

„Müssen Sie wirklich morgen schon fort?“
 „Ich kann nicht länger bleiben!“
 „Aber Sie haben noch gar nichts von Wien gesehen.“
 „Das Schönste, das Wien in sich schließt, glaube ich doch gesehen zu haben. Ich wollte, ich könnte es mitnehmen nach Berlin.“

„Und ist das nicht möglich?“ Mela bemühte sich, außerordentlich unbefangene zu reden.
 „Nicht ohne Ihre specielle Erlaubniß, Mela. Wollen Sie mir die geben?“

Da kam der lange Tunnel vor Semmering, recht zur Unzeit; denn ob Mela ihre specielle Erlaubniß gab oder nicht, das bleibt eine Frage, die bei Licht nicht zu entscheiden ist. Eine ängstliche Sache ist es aber immerhin, durch einen so langen, dunklen Tunnel zu fahren; man kann nie wissen, was einem in den acht im Finstern verbrachten Minuten zustößen kann. Das mußte auch Mela empfunden haben, denn als der Zug wieder ans Tageslicht kam, war sie von tiefer Gluth übergossen und saß still und verwirrt Förster gegenüber, nicht wägend, den Blick zu ihm aufzuschlagen. Förster schien sich indessen gar nicht gefürchtet zu haben, im Gegentheil, er sah so stolz und glücklich aus, wie noch nie.

In Bayerbach fand Papa Schwarz sein verlorenes Töchterchen wieder auf, das sich, als es ihn erblickte, laut schluchzend in seine Arme warf.

„Kind, Kind, Du weinst doch nicht gar! Hast Du Dich so sehr um mich geängstigt? Aber Melachen,“ als sie fortfuhr, seine Hände mit Klüssen zu bedecken, „was für ein thörichtes Ding Du bist! Was soll denn daraus werden, wenn Du ganz ohne Deinen alten Vater leben mußt!“

Am selben Abend noch hatte Förster eine lange Unterredung mit seinem freundlichen Wirthe, und als er am andern Tage abreiste, da nahm er Etwas mit sich, das nicht zu sehen war, an dem er nicht schwer zu tragen hatte, und das er doch nicht hergegeben hätte für alle Schätze der Welt — Mela's Herz, und noch dazu mit ihrer ganz speciellen Erlaubniß.

Fünf Monate lang waren Förster und Mela verheirathet, und noch immer stand die Sonne ihres ehelichen Glückes im Zenith. Auch das kleinste Unwetterchen hatte sich bisher gezeigt, und das will viel sagen, denn Frühlingstage und Flitterwochen haben außer manchen andern Neulichkeiten auch das gemeinlich, daß in ihnen die heftigsten Gewitterstürme unerwartet loszubrechen pflegen. Wir kennen ein junges Ehepaar, das am zweiten Tage nach seiner Vereinigung, durch die es auf den Gipfelpunkt menschlichen Glücks gehoben zu sein meinte, so heftig aneinander geriet, daß die Frau erklärte, zu ihren Eltern zurückkehren, und der Mann, sich eine Kugel durch den Kopf jagen zu wollen — und weshalb? Die Frau bestand darauf, die Magd solle ein Kiffel zum Frühstück bekommen, während der Mann eine Semmel für zweckentsprechender erachtete. Da indessen das Wetter für eine Reise etwas unfremdlich, und es dem ökonomisch gesinnten Manne unangenehm war, sein Geld für eine Pistole auszugeben, die er nur einmal brauchen könnte, so schlossen die Gatten Waffenstillstand, der sich, weil das Mädchen Kiffel wie Semmel verwarf und ein Stück Schwarzbrod zum Frühstück vorzog, bald in einen dauernden Frieden verwandelte.

Doch wie gesagt — fünf Monate lang waren Förster und Mela bereits verheirathet, und noch hatte nichts den Himmel ihres Glückes getrübt. Gerade jetzt aber, mit Beginn des sechsten Monats, flogen die ersten Wölkchen auf, zwar noch ganz kleine und leichte, aber Wölkchen, d. h. angehende Wolken waren es doch.

Förster glaubte seit einiger Zeit zu bemerken, daß Mela ein Geheimniß vor ihm habe. Kam er zu einer Stunde des Tages nach Hause, wo sie ihn nicht erwartet hatte, so pflegte sie schnell irgend Etwas, mit dem sie beschäftigt gewesen war, zu verdecken.

Nun wird vielleicht manche unserer erfahrenen Leserinnen meinen, es komme zuweilen vor, daß eine noch nicht lange verheirathete Frau allerlei kleine, zerliche Sachen, an denen sie mit stillem Glück gearbeitet, zuerst schon dem Auge ihres jungen Ehegatten zu entziehen sucht — aber, liebe Leserin, Du irrst. Das was Du zu wissen glaubst, das wußte Förster schon lange, das war Mela's Geheimniß nicht.

Anfänglich meinte Förster, es handle sich um eine Ueberraschung zu seinem Geburtstage; als aber dieser herbeigekommen war und ihm wol viel Hüßliches brachte, aber nichts, das ein so aufhaltendes Verbergen gerechtfertigt hätte, da fing er an, sich mit allerlei Gedanken abzuquälen. Was konnte Mela geheim vor ihm halten? Hatte sie nicht die Pflicht, in Allem wahr und offen gegen ihn zu sein? Hatte er denn irgend ein Geheimniß vor ihr? Nein, keines, gewiß nicht, nur daß er sie nicht gerade herbeirief, wenn er an die unbekannte Schriftstellerin in Wien schrieb, die ihm eine reizend-pikante Schilderung des Journalistentages gesandt hatte, und die er mit Vorwürfen überhäufte, ihr Incognito nicht, wie sie versprochen, gelüftet zu haben. Gleich in den ersten Tagen ihrer

Ehe hatte er Mela von diesem Briefwechsel erzählt, der mittelbar ihr Glück gegründet hatte, aber Mela war so roth dabei geworden und hatte ihn so eigenthümlich angeschaut, daß er es vorzog, das Thema in ihrer Gegenwart nicht mehr zu berühren.

Ja, was konnte Mela ihm verbergen? Förster ging aus, einen Freund zu besuchen, traf ihn nicht zu Hause und kehrte um, Mela zu einem Spaziergange abzuholen.

Sie sprang auf, als er eintrat, wandte sich ab und machte sich hastig für einige Augenblicke zu thun.

„Was hast Du?“ frug Förster mißtrauisch. „Ach, Richard, sieh Dir einmal dies kleine Täschchen an; ist es nicht allerliebste?“

Wie hätte Förster's Unmuth Stand halten können vor dem winzigen, rosamächtigem Dinge, das Mela ihm unter die Augen hielt! Es vorsichtig mit einem Finger aufhebend, frug er:

„Glaubst Du wirklich, daß es nicht zu klein für unsern Sohn sein wird?“

„Für unsern Sohn?“ lachte Mela. „Für unsere Tochter ist's bestimmt.“

„Warum nicht gar? Und gedenkst Du, all diese rosa Schleifchen täglich auf- und zuzubinden?“

Ein paar Tage darauf bemerkte Förster, ins Theater tretend, daß er seinen Operngucker vergessen hatte. Er ging zurück, ihn zu holen. Mela hatte sein Kommen überhört und saß eifrig beschäftigt am Schreibtisch. Als sie ihn erblickte, schob sie Etwas blitzschnell in das Schreibtischfach und drehte den Schlüssel herum.

„Was schreibst Du da?“

„Nichts.“

„Etwas muß es doch gewesen sein.“

„Ich berechnete nur die Ausgaben in diesem Monat. — Weißt Du, daß ich von meinem Wirtschaftsgelde zehn Thaler erspart habe?“

Aber selbst dies angenehme Thema wollte heute bei Förster nicht verfangen. „Gib mir den Schreibtischschlüssel, Mela, ich möchte mir einige Visitenkarten einstecken.“

„Gleich, Richard! Wo mag er nur hingekommen sein?“

„Du hastest ihn doch eben noch.“

„Freilich, aber ich kann ihn jetzt nicht finden.“

Förster sah ihrem Suchen mißtrauisch zu und entgegnete nichts, als Mela einige Stunden später den Schlüssel brachte, den sie inzwischen gefunden hatte. So konnte und durfte es nicht fortgehen, das gelobte er sich heilig.

Am nächsten Tage, als er erklärte, den Abend in einer Vereins-Versammlung zubringen zu wollen, zeigte Mela so wenig Betrübnis über die Aussicht, den Abend allein zubringen zu müssen, daß Förster's schwärzester Argwohn gewendet wurde. Er ging fort, aber nur, um gleich darauf zurückzukehren. Seine öffnete er die Thür. Richtig, da saß sie so eifrig schreibend, daß ihre Wangen glühten. Was sie schrieb, war augenscheinlich ein Brief, deutlich sah er, wie sie ihn, bei seinem Eintreten, unter ein Packet Journale schob. Seine Augen bohrten sich in die Stelle, wo er ihn wußte.

„Um Gotteswillen, Richard,“ rief Mela erschrocken, „wie siehst Du aus?“

„Es wurde mir unwohl im Verein. Ich glaube, eine Tasse Thee würde mir gut thun.“

Sie flog hinans, ihm das Gewünschte zu bereiten. Er bemächtigte sich des Briefes.

„Du siehst, Richard,“ sagte sie, den Thee bringend. „Ich habe Kopfschmerz; es wird vorübergehen, wenn ich vollständige Ruhe habe. Ich bitte Dich, laß mich allein.“

„Darf ich nicht bei Dir bleiben? Ich will mich ganz ruhig verhalten.“

„Es ist mir lieber, wenn Du mich verläßt.“

Sie zog sich mit Thränen in den Augen zurück. Er las: „Liebster Leopold!“

Es wird mir von Tag zu Tag schwerer, meinen Mann zu betrügen. Beinahe wäre ihm mein letzter Brief an Dich in die Hände gefallen. Denke nur, was daraus geworden wäre, hätte er ihn gelesen! Ich würde den heimlichen Briefwechsel aufgeben, aber Du weißt, daß es nicht möglich ist. Was fange ich an ohne Dich, ich wäre verloren —

Hier brach der Brief ab. Förster schleuderte ihn zur Erde. „Verrathen und betrogen!“ Er sprang auf und ballte die Hände. „Betrogen von dem Weibe, das ich voll Liebe an mein Herz genommen! Wehe ihr, die Ehre und Pflicht so mit Füßen zu treten wagt!“ Er lief mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab; allmählig aber schwand sein Zorn unter dem Gefühle bittersten Schmerzes. Er warf sich auf einen Sessel und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Ist es denn möglich, daß Mela das geschrieben hat, meine Mela! Wie habe ich sie so lieb gehabt! Kann es denn sein, daß ihr Herz sich von mir gewandt hat, daß ich es vielleicht nie besessen habe? Hat sie nicht freiwillig meine Liebe erwidert, ist sie nicht mit Freuden meine Gattin geworden? Habe ich je denken können, daß sie sich unglücklich fühle an meiner Seite — meine Mela, mein Weib!“ Sendend heiß fielen die Thränen aus seinen Augen. „Indeß sie war noch so jung, sie kannte mich erst so kurze Zeit; vielleicht täuschte sie sich über ihr eigenes Herz. Aber daß sie diesen Leopold mir vorziehen kann, diesen unbedeutenden, phlegmatischen Menschen! Doch ich kenne ihn ja kaum, und hat Mela nicht selbst von lieben Erinnerungen gesprochen, die sie mit ihm verbinden?“

Da klopfte es an die Thür.

„Darf ich herein?“

„Nein. Ich möchte allein sein.“ Seine Stimme hatte einen heiseren, fremden Ton.

„Du bist krank, Richard, laß mich zu Dir.“

„Jetzt nicht; ich brauche nichts als Ruhe. Nengstige Dich nicht um mich.“

D das bittre Lächeln, mit dem er diese Worte sprach. Wie hatte er sich täuschen lassen durch ihr freundliches, zärtliches Wesen! Er schloß die Augen und legte den Kopf auf den Tisch, nur um nichts mehr sehen, nicht mehr denken zu müssen. Aber er vermochte ihr Bild nicht zu verschleichen. Er sah sie vor sich in allem Jugendreiz, wie er sie zuerst erblickt — wie sie ihm gegenüber saß und ihn schelmisch anblickte, während er die grünen Schotenkerne naschte — wie sie an seinem Arm den Berg in Würzzuchlag herunterflog, die blonden Flechten über ihren Nacken fielen und das Seiden-

kleid auf den Tannennadeln knisterte. Er sprang auf und lehnte die brennende Stirn an die Fensterscheiben, aber ihr Bild wich nicht von ihm. Sie stand in scheuem Bangen unter der Myrthenkrone — sie lächelte glücklich zu ihm auf, als er sie über die Schwelle seines Hauses trug, das nun ihre Heimath werden sollte und an seiner Seite saß, ihr Haupt an seine Schulter legend. — Er stöhnte tief auf. Der unselige Brief hatte mit einem Male alle seine Hoffnungen geknickt! Mela, die Mutter seines Kindes! Wie hätte er das Kind um ihretwillen und sie um des Kindes willen geliebt! Und nun? und nun? Ehre, Glück und Hoffnung, Alles vorbei! — „Ich will Mela nicht elend machen, möge sie dem Zuge ihres Herzens folgen — ich gebe sie frei.“ Das war Förster's letzter Gedanke, ehe der dumpfe, bleierne Schlaf sich auf ihn herabentke, der ihn bis zum Morgen gefangen hielt.

Mela hatte sich schon lange vor ihm erhoben. Mit wundem Herzen sah er ihrem lieblich hausfräulichen Walten zu. Mechanisch folgte er ihrer Einladung, zum Frühstück zu kommen. Die Worte brannten ihm auf der Zunge; aber es ist nicht leicht, wenn Jemand uns freundlich den Kaffee eingiebt und die Semmel mit Butter bestreicht, zu sagen: Lebe wohl für immer, ich will Dich nicht unglücklich machen.

Doch was er Mela sagen mußte, durfte nicht verschoben werden.

„Ich habe mit Dir zu reden,“ rang es sich endlich mit Anstrengung von seinen Lippen. Sie sah ängstlich zu ihm auf. „Warum verschweigst Du mir, daß Du Dich unglücklich mit mir fühlst, Mela?“

„Ich verstehe Dich nicht, Richard.“

„Wenn Dein Herz einem Andern gehörte — wäre es nicht besser gewesen, Du hättest es mir gestanden, ehe Du solches Elend über mich brachtest?“

„Was sagst Du?“ rief sie, die Hände krampfhaft zusammenpressend, „ich habe Dich elend gemacht?“

Er fuhr fort, ohne sie anzusehen. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen; dazu hatte ich Dich zu lieb. Sei glücklich, wenn Du es ohne mich sein kannst.“

„Richard!“ schrie sie entsetzt auf.

„Kehre zu Deinem Vater zurück, und ich will zu ver-
gessen suchen, daß ich ein Weib gehabt habe.“

Sie stand vor ihm, die Augen starr auf ihn gerichtet. „Mein Gott,“ sagte sie endlich, mit beiden Händen an den Kopf greifend, „bin ich denn wahnsinnig geworden? Du, Du schickst mich zu meinem Vater zurück!“

„Oder möchtest Du ferner bei mir leben mit der Lüge im Herzen?“

„Ich weiß von keiner Lüge.“

„Nicht? Leugnest Du vielleicht, diesen Brief geschrieben zu haben?“

„Diesen Brief?“ Mela riß das Papier an sich. „Ob ich diesen Brief geschrieben habe? Auf diesen Brief gründest Du Deine Anklagen?“

„Ist er nicht deutlich genug?“

„Und um feinetwillen willst Du mich von Dir schicken! Das ist es, was Dich elend macht!“ Sie stürzte zu seinen Füßen nieder und legte ihr Haupt, in lautes Schluchzen ausbrechend, auf seine Knie. „O Du böser, böser Mann, wie kommst Du mich so erschrecken!“ Sie sprang auf und eilte in das Nebenzimmer, um gleich darauf ein Packet Briefe vor ihn niederzulegen.

„Kennst Du diese Briefe?“

„Das ist meine Schrift,“ sagte Förster befremdet. „Was sollen die Briefe?“

„Sieh sie doch näher an. An wen hast Du sie geschrieben?“

Förster erkannte die Briefe, die er zu verschiedenen Zeiten an seine Correspondentin in Wien geschrieben hatte.

„An wen hast Du sie geschrieben?“ wiederholte Mela athemlos.

„An eine Schriftstellerin, deren Namen ich nicht einmal weiß.“

„Soll ich ihn Dir sagen?“

„Du kennst sie?“

„So gut wie mich selber. O Du lieber, dummer Mann, ist es Dir denn nie eingefallen, daß Deine Mela es sein könnte!“

Förster starrte sie ungläubig an. „Das kann nicht sein,“ jagte er endlich, „Du kanntest mich damals noch gar nicht, als der Briefwechsel stattfand, was hättest Du für ein Interesse an mir haben können?“

„So genau wie heut kannte ich Dich allerdings noch nicht. Daß Du aber ein sehr interessanter, angenehmer junger Mann warst, das wußte ich durch eine Freundin hier in Berlin, und darum ließ ich mich von Deinen bärbeißigen Briefen gar nicht einschüchtern und an Deine ‚liebe Frau‘ glaubte ich schon gar nicht.“

„So wärst Du ja eigentlich recht mit Absicht darauf ausgegangen, mich zu erobern?“

„Zu Befehl, Herr Redacteur, das habe ich gethan nach allen Regeln der Kunst. Es hat schon mancher Mann gemeint, ein Mädchen mit seiner Werbung außerordentlich zu überraschen, während dieses längt mit einer Freundin um ein paar Schokoladetafeln gewettet hatte, daß gerade er ihr Mann werden würde.“

Beinahe hätte Förster seinen Kummer vergessen und gelächelt, aber er befaß sich noch bei Zeiten und sagte unwillig: „Was soll das Alles? Mit leeren Worten täuschest Du mich nicht. Glaubst Du, ich kenne Deine Handschrift nicht?“

„Wenn ich nun aber einen Better in Wien hätte, der gefällig genug ist, alle meine Schreibereien zu copiren, damit der geehrte Herr Redacteur sich die Augen nicht an meinem Getrickel zu verderben braucht?“

„Mela, ist das wahr?“

„Vielleicht siehst Du jetzt ein, weshalb Leopold mir unentbehrlich war und ich ohne ihn verloren gewesen wäre?“

Bon Förster's Augen fiel es wie Schuppen. Das also war Mela's Geheimniß gewesen!

„Kannst Du mir verzeihen?“

„Du willst mich ja zu meinem Vater zurückschicken!“

„Mela, süße Mela!“

„Alles will ich Dir verzeihen, nur nicht, daß Du glaubtest, ich werde gehen, wenn Du mich fortschickst. Nein, Richard, in diesem Leben wirst Du mich nicht mehr los.“

Er breitete schweigend seine Arme aus, sie flog hinein und barg ihre überfließenden Augen an seiner Brust.

„Ein betrügerisches, kleines Franzenzimmer warst Du aber doch,“ sagte Förster, als die erste Nührung sich gelegt hatte. „Hast Du mir nicht versichert, nie geschäftellert zu haben?“

„Damals, als wir in den rothen Tegel gingen? Bewahre; ich hielt Dir nur meine zehn Finger unter die Nase und frug, ob sie nach Tintenflecken aussähen.“

„Dann war wohl das graue Seidenkleid —“

„Dasjenige, das ich Deinem Honorar verdankte; die letzte Falbel ausgenommen. Zu der hätte es wohl auch gereicht, hättest Du mir nicht einige meiner schönsten Stellen gestrichen. Was Ihr Redacteurs im Jahre an Nothstiften verbrauchen müßt!“

„Aber Du sagtest doch, Du habest das Kleid durch Handarbeit verdient.“

„Ja freilich, mit den Füßen habe ich die Erzählung nicht geschrieben.“

„Warum aber bekanntest Du mir nicht längst, daß Du Schriftstellerst?“

„Hast Du nicht behauptet, eine Frau würde das ihrem Manne schon am zweiten Tage nach ihrer Hochzeit gestehen? Ich mußte Dir doch beweisen, daß sie ihr Geheimniß sechs Monate lang bewahren kann, um unsere Wette zu gewinnen.“

„Unsere Wette?“

„Hast Du vielleicht vergessen, um was wir gewettet haben?“

Er wußte es nur allzu gut und verschloß Mela's Mund mit Küffen, damit sie nicht so laut davon spräche. Das aber wird ihm nichts helfen, Mela wird schon darauf sehen, daß er sein Versprechen: vier Wochen lang alle ihm von Schriftstellerinnen zugehenden Manuscripte ungelesen zum Abdruck zu bringen, getreulich hält.

Darum, liebe Leserin, wenn Du etwa die Absicht hast, eine Deiner literarischen Arbeiten dem kritischen Auge des Herrn Redacteurs zu unterbreiten — benütze die günstige Gelegenheit!

Fräulein Baroness.

Novelle von Ida von Diringsfeld.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Valesca in Rispoli.

Da sitzt sie. Immer steif und aufrecht — ihre Figur und ihre Haltung kann sie nicht ändern — aber mit dem offenbarsten Bestreben, einen neuen und vortheilhafteren Eindruck zu machen, neben der Doctorin auf dem Sopha im ersten Stock des kleinen Hauses. Die Baronin von Planta ist keine Person, die man auf der Terrasse empfangen kann, wie den Baron oder die gute Martin, welche, mit Kollstuhl, Giel, Fred und Kollu, Herrn Martin dieses Mal nicht ausgelassen, heute schon wieder dagewesen ist. Die Baronin von Planta kommt in einer Toilette, wie sie in die Conteration bei ihrem Better, dem Prinzen A. oder D. geht. Doctors sind mit Windeseile davon gestürzt, um oben die Lichter anzuzünden und Athem genug zu sammeln, um den erlauchten Besuch würdig zu begrüßen. Valesca scheint es nicht zu bemerken oder bemerkt es auch wirklich nicht, daß ihr ironische Ehrenbezeugungen zu Theil werden. Sie thut, als wäre sie schon ganz bekannt, ist beredt, fast schwachhaft, und geräth sogar in vertrauliche Mittheilungen. „Ich weiß, mein Schwager möchte gern den Marscheseintitel führen, den der verstorbene König meinem Schwiegerpapa verliehen hat,“ zischt sie der Doctorin zu, „er denkt, sein kleiner Sohn wird doch einmal meines Mannes Nachfolger. Aber ich habe zu Gaetan gesagt: warum willst Du das? Es ist ja noch gar nicht bestimmt, daß kein Sohn Dir nachfolgt, und das ist die Wahrheit. Wir sind noch junge Leute, wir können noch viel Kinderchen kriegen.“

Gestern weiß die Frau nicht, ob sie Augen und Mund aufthun soll, und heute schwatzt sie schon Familiengeheimnisse aus. Gaetano siebert. Er hat genug mit Tirolern verkehrt, um zu wissen, was für eine Spottlust unter ihrer sogenannten Treuherzigkeit verborgen liegt. Er hört gleichsam die Doctorin innerlich über Valesca lachen. Es ist nicht angenehm. Wird über die Frau gelacht, geschieht es gewissermaßen auch über den Mann. Gaetano möchte, Valesca säße nicht dort auf dem Sopha und er stände nicht hier auf dem Balcon. Auch ist nicht er es gewesen, der sie nach Rispoli geführt hat; sie hat ihn hergebracht. Er wäre diesen Abend nicht gekommen, wer weiß, ob überhaupt noch. Ihn hat die Entdeckung, die er wegen Espérance in sich gemacht, unangenehm berührt, ja, fast erschreckt. Aber Valesca war diesen Morgen als unterwürfige Gattin aufgewacht.

„Lieber Gaetan,“ sagte sie, nachdem sie sich schon beim Frühstück ungewöhnlich besorgt und beeifert gezeigt hatte, „lieber Gaetan, Du bist gestern böse auf mich gewesen. Du hattest Recht; ich hatte Deine Tiroler zu kalt empfangen. Du mußt mir das aber nicht zu hoch anrechnen. Erstens war ich wirklich sehr leidend — Du willst mir das immer nicht so glauben, aber Du wirst noch einmal erkennen, wie viel ich oft gelitten habe, ohne davon zu sprechen. Zweitens fesselte gerade gegen das Ende das Buch von der Trollope mich so ungemein, daß ich gar nicht im Stande war, einen anderen Gedanken zu fassen. Jetzt bin ich mit dem Buche fertig geworden, kurz vorher, ehe Du gestern nach Hause kamst, und nun kann ich mich Deinen Tirolern widmen. Ich werde, so lange sie hier sind, kein neues Buch anfangen, damit ich völlig zu ihrer und Deiner Verfügung sei. Bist Du mir nun noch böse, lieber Gaetan?“

„Ich bin Dir gar nicht mehr böse, und Du kannst so viele neue Bücher anfangen, wie Du willst, liebe Valesca,“ erwiderte geduldig der Baron. „Du brauchst Dich den Caffers weiter nicht zu widmen; sie behelfen sich ganz gut ohne Dich und werden auch mich nicht vermissen. Lassen wir sie in Rispoli und bleiben wir in Tasso.“

„Aber, lieber Gaetan, gestern warst Du doch ganz anderer Meinung?“

„Aber, liebe Valesca, muß man denn jeden Tag derselben Meinung sein?“

„Du willst mich gewiß bestrafen, lieber Gaetan.“

„Ich will Dich durchaus nicht bestrafen, liebe Balesca. Seißt das Dich bestrafen, wenn ich nicht länger von Dir fordere, Dich wegen einer Bekanntschaft zu geniren, welche Dir nicht zuzagt? Ich finde nur, es ist unnütz, uns um wildfremder Leute willen zu streiten. Laß sie bleiben, wo sie sind.“

„Nein, das kann ich nicht, lieber Gaetan. Was würde Kaver sagen?“

„Laß ihn sagen, was er will.“

„Nein, lieber Gaetan, das darf nicht sein: man hat Familienpflichten.“

Wenn Balesca zu Pferd auf die Familienpflicht stieg, so ritt sie über alle Hindernisse weg. Gaetano sträubte sich den ganzen Tag, und am Abend mußte er ihr doch den Arm bieten und sie nach Rispoli führen.

Da steht er nun, mit dem Rücken gegen Neapel gekehrt, am Balconsgitter lehnd, hört zu, wie Balesca sich wieder einmal aus dem Vollen lächerlich macht, weiß, daß Espérance sich mit ihm in dem kleinen Hause befindet, kann nicht zu ihr und raucht, wie der Besuch heute nicht raucht. Er weiß es, er würde, um dieses Mädchen eine Viertelstunde zu sehen, Tag und Nacht Tausende von Meilen fahren, und kann die wenigen Stufen nicht ersteigen, die es von ihm trennen. Diese wenigen Stufen stellen die gefellige Schicklichkeit vor, und über die kommt man nicht hinweg, wenn man der Baron von Planta ist und zur Baronesse von Wengerstky möchte. Es geht nicht; das Herkommen ist stärker, als der Wahnsinn aller Herzen zusammengekommen. Gaetano wird, wenn seine Frau die Doctorin genug auf ihre Kosten unterhalten hat, ihr wieder den Arm bieten und sie zurück nach Tasso führen, ohne Fräulein Baronesse auch nur guten Abend geboten zu haben. Die Doctorin hütet sich heute, sie herabzusehen zu lassen, und von selbst kommt sie nicht, sie wird von freien Stücken nie wieder dieselbe Luft mit Balesca theilen, das fühlt Gaetano mit ihr, und dieses trotzige Nachtragen, dieses Halten auf ihre beleidigte Würde gefällt ihm so grenzenlos. Um ihres Selbstbewußtseins allein willen könnte er sie lieben, wenn er dürfte. Aber in wenigen Worten der Entschuldigung läge doch kein Unrecht, und selbst die sind ihm zu sagen verwehrt. Es ist eine Qual.

Es ist eine Qual, das empfindet Espérance oben im Salon so gut, wie er auf dem Balcon unten. Sie hat sich gesücht, sobald sie gehört hat, wer da käme; sie weiß sich in Sicherheit, aber diese Sicherheit ist eine Qual. Sie hat den ganzen langen Tag in einer unruhigen Aufregung zugebracht; bald auf der Terrasse mit den weißen und blauen Ziegeln, bald auf der großen unter den Alantusbüschen, bald zwischen den Agrumi, hat sie sich zweck- und ziellos umhergetrieben, immer instinctiv darauf bedacht, Petronella und Frau Claudius zu vermeiden. War es ihr gegönnt gewesen, herumzustreifen, wie sie es gewöhnt war, sie hätte weitere Wege gesucht und in körperlicher Ermüdung einigermaßen innerliche Beschäftigung gefunden. Aber das Bagabondiren außerhalb der Mauern hatte der Doctor sich von Anfang an ernstlich verboten.

„Es gilt für eine junge Dame hier als unpassend,“ hatte er gesagt, „und dann — wer steht mir dafür, daß Sie nicht einigen Wegelagerern geradezu in die Hände laufen? Dann muß ich entweder durch Abgeld für Sie mich ruiniren, oder mir als Wahrzeichen Ihres Endes Ihre Ohren zuschicken lassen. Beides wäre unangenehm.“

Das hatte auch Espérance gemeint, und darum war sie innerhalb Rispoli's geblieben, selbst heute, wo es ihr so viel zu eng war. Doch ihr wäre heute wol das ganze Piano von Sorrento nicht weit genug gewesen. Sie hatte von Minute zu Minute auf Erwartetes gewartet, und Nichts war aus der Tassostraße gekommen, als die gute Madame Martin. Hätte die Engländerin nicht Enthusiasmus für Zweise gehabt, es wäre heute zwischen ihr und ihrer lieben Baronin sehr kühl zugegangen — Espérance war so schrecklich zerfrennt.

Jetzt in der Dunkelheit des kleinen Salons ist sie es nicht; jetzt sind alle ihre Sinne gespannt, um Andeutungen von der Gegenwart des Barons von Planta zu erfassen. Sie hat kein Licht gemacht, um sich nicht zu verrathen; wozu sollte sie auch? Das Licht hilft ihr nicht hören. Ebenso wenig wagt sie sich auf den Balcon; sie könnte gesehen werden, und wenn es nur von der Hamburgerin wäre. Sie kniet im Rahmen der offenen Thür, die rechte Hand flach auf den Boden gestützt, das rechte Ohr, von dem sie das Haar zurückgestrichen hat, nach unten geneigt. So horcht sie, und horcht vergeblich. Seit er mit dem Doctor hinausgetreten ist, hat er nicht mehr gesprochen. Nur der Geruch seiner Cigarette verräth, daß er noch da steht. Espérance athmet den leichten Rauch wie Blumenduft ein. Viermal hat sie den Mann gesehen, zweimal, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, und doch würde sie seinetwegen im Staube knien, wenn die Ziegel nicht so glänzend rein wären! Schämt sie sich nicht vor sich selbst? Nein; denn sie empfindet keine Erniedrigung; was sie dort niedergedrückt hat, ist einfach der Instinct des besiegten Weibes; vor dem Sieger darf man knien. Gaetano ist, wie wir wissen, nicht länger jung; sein braunes Haar hört bereits auf, voll zu sein, seine Augen haben durch die Ermüdung des Lebens den Glanz verloren, er kann durch Nichts mehr blenden, aber für Espérance ist er der Sieger, der nur einmal in ein Frauendasein tritt. Gut, daß er es nicht weiß, daß er ahnungslos den Balcon verläßt, als seine Frau endlich Anstalt zum Aufbruch macht.

Sie steht mit einem für sie äußerst liebenswürdigen Gesicht abschiednehmend zwischen den Gassern. Sie sind beflissen, Balesca ist herablassend. Sie ist sehr mit sich zufrieden. Ihre Salontoilette hat genügend von den bequemen Reisekleidern der Doctorin und Petronella's abgestochen. Gaetano muß ihr dankbar sein, denn sie hat seinen Willen gethan. Kaver muß ihr später ebenfalls dankbar sein. Die Gassern müssen diesen Abend den günstigsten Eindruck von ihr empfangen haben. Etwas nur ist ihr nicht gelungen: das anmaßende hochmüthige Fräulein von Wengerstky abermals zu demüthigen. Da sie es nicht in Person hat thun können, will sie es wenigstens indirect thun. Sie überall umsehend im Zimmer, als ob ihr erst jetzt Espérance's Existenz einfiele, fragt sie die Doctorin: „Sie hatten ja gestern eine junge Person mit sich — Ihre Gesellschafterin oder Gouvernante, glaub' ich — wo ist denn die?“

„Hundemoidl?“ lacht Petronella, „oh, die sitzt oben und pflegt sich oder maukt.“

„Hundemoidl?“ wiederholt Balesca. „Was ist denn das?“

„Das ist ein Name, den wir Fräulein von Wengerstky wegen ihrer Liebhaberei für Hunde gegeben haben,“ nimmt der Doctor das Wort. „Natürlich ist er ausschließlich für den engsten Familienkreis bestimmt, was meine kleine Nichte immer vergißt, weil für sie Haus und Welt noch eins ist. Aber —“

„Das Fräulein ist die Gouvernante Ihrer Nichte?“ unterbricht Balesca ihn.

„Verzeihung, Frau Baronin, ich wollte mir eben zu bemerken erlauben, daß die Baronesse uns allerdings eine sehr liebe Gesellschaft ist, aber keineswegs als Gesellschafterin. Gouvernante kann sie schon darum nicht sein, weil sie in demselben Alter steht, wie Petronella. Nein, sie thut uns nur die Ehre an, bei uns als Pensionairin zu leben. Ihre Familie wohnt in Venedig, wo das Klima ihr nicht bekommt, und da hat einer meiner Collegen sie an mich empfohlen.“

„Ah, sie hat eine Familie?“ jagt Balesca sehr verwundert. „Ich dachte, sie wäre eine Waise und arm, und Sie hätten Sie aus Mitleid aufgenommen.“

„Nein, Frau Baronin, sie bezahlt,“ klingt die helle Stimme der Doctorin.

Balesca zieht, als wäre sie vollkommen befriedigt, ihre Spitzenmantille über die Schultern zusammen und sagt: „Das ist sehr gut. Es ist so theuer, eine arme Waise in's Haus zu nehmen.“

„Wollen wir nicht gehen, liebe Balesca?“ fragt Gaetano.

„Es wird spät.“

„Ich bin ganz bereit, lieber Gaetan,“ entgegnet Balesca, noch immer in der Rolle der nachgiebigen Gattin. Sie bietet der Doctorin die Hand; selbst Petronella darf diese fein behändigten Finger berühren. Balesca verheißt sogar ihr Wiederkommen. Mehr können die Leute in Rispoli doch unmöglich erwarten.

Achtes Kapitel.

Bei Luigi Asteriti.

„Du führtest mich so schnell fort, lieber Gaetan. War Dir etwas nicht recht?“ fragt Balesca, gerade als sie den dunklen Nivolo überschreiten.

„Es ist wirklich spät, liebe Balesca,“ versetzt Gaetano. Inmerlich fährt er in einem Monologe fort, der Petronella zum Gegenstande hat. „Man könnte sie am Genick nehmen und hier über das Geländer hinunter schleudern, die kleine maliciose Creatur. Aber sie siele auf ihre Beine, wie eine Rabe.“

„Ich hatte doch Recht, lieber Gaetan, mit der armen Waise? Es kostet wirklich viel. Deine Mutter war eine heilige Frau, aber sie hat nie eine arme Waise angenommen.“

„Wozu hätte sie es thun sollen, da sie Söhne, Schwiegertöchter und Enkel hatte? (Monolog.) Hundemoidl — ein infamer Name! Daß er ihr nicht jedes Mal die Lippen verbrennt, wenn sie ihn diesem Mädchen anwirft!“

„Du bist also mit mir einverstanden?“

„Daß wir keine arme Waise annehmen wollen? Vollständig, liebe Balesca. (Monolog.) Was diese kleine Bestie nur an ihr zu haßen hat? Balesca auch. Zwar die hat vielleicht Witterung.“

„Sagtest Du etwas, lieber Gaetan?“

„Nein, liebe Balesca, ich jagte Nichts. (Monolog.) Und ich habe sie nicht gesehen!“

„Lieber Gaetan —“

„Liebe Balesca? (Monolog.) Und nur noch sieben Tage!“

„Ich wünschte auch nie eine Gouvernante zu nehmen.“

„So viel ich weiß, brauchen wir auch keine. Wir sind ja wohl erzogen? (Monolog.) Wer jetzt mit ihr nach Hause gehen könnte!“

„Wir schon, aber wenn Kinderchen kämen —“

„So werden wir sie ohne Gouvernante erziehen, wenn Du es wünschst. (Monolog.) Die fehlten noch.“

„Lieber Gaetan, es wäre doch traurig, wenn wir nicht zuletzt doch noch Kinderchen bekämen.“

„Da wir zuerst keine bekommen haben — es ist ein alt gewordenes Leid. Laß es sterben und begrab' es. (Monolog.) Mein Gott, wer soll das aushalten?“

„Ich wünschte mir so sehr Kinderchen, lieber Gaetan.“

„Ich habe sie mir auch gewünscht, liebe Balesca. (Monolog.) Wenn ich nur irgend wen von der Brücke hinunterwerfen könnte!“

„Aber jetzt wünschst Du Dir keine mehr? Warum thust Du es nicht mehr, lieber Gaetan?“

„Ich weiß nicht, liebe Balesca,“ jagt Gaetan ganz betäubt und leucht, als wär' er gebezt worden. „Ich habe so lange auf dem Balcon gestanden. Es ist die Luft, glaub' ich. Laß uns nach Hause und zu Bett — Schlafen ist das einzige Vernünftige in der Welt. Nur sprich jetzt nicht mehr. (Monolog.) Muß sie denn Alles ruiniren? Wenn sie von meiner Mutter spricht und wenn sie sich Kinder wünscht — gleich albern. Ich weiß es, daß sie aufrichtig ist — sie hat an Mama gehangen, Mama an ihr — und Kinderlosigkeit ist traurig für jede Frau — ich bin undankbar, ich — Espérance! Espérance!“

Espérance sitzt auf dem Rand ihres Bettes und weint. Petronella, die wegen ihres Hundemoidlschreies endlich einmal eine gehörige Nase vom Dinkel bekommen hat, ist mit diesem neuen Schmach ihres kleinen Individuums erboßt zu Espérance hinaufgerannt und hat ihr erzählt, was die Baronin von Planta gesagt. „Für unsere Gesellschafterin hat sie Dich gehalten, für eine arme Waise, für meine Gouvernante — wie gefällt Dir das, Hundemoidl?“ fragt Petronella höhniisch vergnügt.

Es gibt Tage, an denen wir elend widerstandslos sind. Stolz, Selbstgefühl, Selbstachtung, Alles liegt darnieder. Wir sind nicht demüthig, sondern feig. Trifft uns ein Streich, wir geben ihn nicht zurück; stoßt uns ein Fuß, wir erdulden die Mißhandlung. Höchstens winnern wir und lassen unsere Peiniger es hören, daß Streich und Stoß getroffen und geschmerzt. Espérance hat einen solchen Tag. Sie will ja Nichts von Gaetano. Er ist ihr zu überlegen, als daß sie ihm irgend etwas sein könnte. Nur soll er nicht auf sie herabsehen, wie auf ein Bischen Staub, und das wird er doch thun, wenn er seine Frau so geringschätzig von ihr reden hört. Petronella's Gouvernante — das ist zu viel. Espérance denkt nicht daran, daß sie Goethe's tiefstes Lied illustriert,

indem sie weinend auf ihrem Bette sitzt, sie weint schlicht vor sich hin, weil sie sich geschlagen und getreten fühlt und weil es ihr weh thut, und zuletzt verkriecht sie sich „wie ein armes Hundel“ unter die Bettdecke und schluchzt sich in den Schlaf wie ein verlassenes Kind.

Am nächsten Tage sieht sie wieder einmal aus wie früher: ganz blaßes Gesicht, große, große Augen über tiefen schwarzen Schatten, Mund verzogen, als ob er immerfort Thränen verschluckte. — „Fräulein von Wengerstky sieht recht krank aus,“ bemerkt Herr Claudius gegen seine Frau. — „Was fehlt denn Ihrer schönen Freundin?“ fragt Frau Claudius die Nichte des Doctors, die ganz im Gegensatz zu Espérance munter und unverändert wie ein selbstzufriedener Spatz d'reinschaute.

Petronella wirft die Nase zurück. „Ach, das ist Nichts — eine alte Geschichte, die ihr noch immer nicht aus dem Kopfe will. Sie hat jahrelang eine Liebchaft mit einem Hauptmann gehabt, und dann ist Nichts daraus geworden — er hat sie aufgegeben, weil die Mutter die Caution nicht zahlen konnte. Das kann sie noch nicht vergessen.“ — „Aber für gewöhnlich sieht sie doch so heiter aus.“ — „Ja, für gewöhnlich geht's schon, aber wenn sie auf einmal unvermuthet daran erinnert wird, da fängt sie wieder an zu weinen und ist ganz unglücklich, und dann schaut sie ein paar Tage lang so aus, wie heute.“

Thun wir Petronella nicht Unrecht: sie fabelt nicht wissenschaftlich. Espérance hat trotz aller Vertraulichkeit sich über den guten Paul gegen Petronella nie anders geäußert, als in halben Worten, und Petronella nimmt den Verlauf dieser Brautchaft ernsthaft so an, wie Frau Claudius ihn eben von ihr vernommen hat. Daß Espérance im Stande gewesen, den Hauptmann aufzugeben, ist Petronella niemals eingefallen; ihrer Empfindung nach kann in einem solchen Falle immer nur der Hauptmann die junge Dame aufgeben.

„Es ist eine Liebesgeschichte mit einem Hauptmann,“ zischt Frau Claudius vor Tische ihrem Manne zu. — „Mit was für einem Hauptmann?“ fragt er, Espérance mit einem discreten Seitenblicke munternd. — „Nun, doch wol mit einem österreichischen.“ — „Schade,“ jagt Herr Claudius, welcher kein Freund des Militärs ist.

Die arme Espérance! Noch jetzt als Opfer des guten Paul's bedauert zu werden — es ist hart, eine schwerere Strafe, als ihre Mädchendummheit verdient hat! Wenn sie es wüßte! Und doch — würde sie nicht lieber diesen albernem Irthum begünstigen, als die Wahrheit errathen lassen? Das gegenwärtige Leid ist immer das schlichternde.

Dem Doctor gegenüber ist Kopfschmerz Espérance's Ausrede. Er zeigt bedenkliche Luft, sie zu Bett zu schicken. Sie sträubt sich. Kein Einschlafen — so viel Luft wie möglich! Die Doctorin schlägt ihr gegen Abend den nöthigen Besuch bei der Engländerin vor. „Sonst haben wir sie nochmals hier,“ setzt sie lachend hinzu. — „Aber —“ fängt Espérance an und bricht dann ab. — „Aber was?“ — „Zur Baronin Planta gehen wir doch nicht?“ — „Möchte wissen, was wir da machen sollten,“ ist die tröstliche Antwort.

Der Doctor geht mit, Petronella nicht. Madame Martin bleibt consequent dabei, Petronella nicht zu sehen, Petronella wird der Märrin die Ehre ihrer Gegenwart nicht mehr anthun. Sie richtet sich bequem auf der großen Terrasse ein und verjehent die stummen Griechen.

(Fortsetzung folgt.)

Pariserinnen in der Kirche.

Von Friedrich Hermann.

Im Leben der Pariserinnen sind Haus, Toilette und Kirche wol als die drei wesentlichsten Factoren anzusehen. Wenigstens läßt sich, je nach dem Vorrathen eines dieser Factoren, die gesammte Pariser Frauenwelt in drei große Gruppen unterscheiden. Ueber die Pariser Hausfrauen und Häuslichkeit können wir uns ein andermal unterhalten, da im Frühjahr die Verehrerinnen der Toilette und die Kirchenbesucherinnen sich ganz besonders bemerklich machen. Für erstere gibt es Bälle, Diners, Empfangsabende, die Fahrt nach Longchamps, ganz besonders aber die Rennen, welche nunmehr die höchste Stelle in der Modebewegung einnehmen. Bei den Rennen sieht man die neuesten, reichsten und elegantesten Toiletten in der größten Anzahl; dort muß sich jede Dame zeigen, welche auf einen Platz in der fashionablen Gesellschaft Ansprüche zu haben glaubt. Zu den Rennen begeben sich auch, oft in eigenem Wagen, die Künstler und Künstlerinnen, welche all diese Eleganz geschaffen, von der sie selbst wiederum einen nicht unbedeutenden Theil derselben auf dem eigenen Leibe zur Schau tragen. Sie studiren dort den Effect der eigenen Schöpfungen, während sie nebenbei die Leistungen der Nebenbuhler kritisiren, um sich zu neuen Gestaltungen zu begeistern.

Ein durchaus verschiedenes Bild bietet natürlich die Frauenwelt in der Kirche, wo sie mehr als irgendwo in Paris vorherrscht. Durchschnittlich neunzig bis hundertneunzig Procent der Kirchenbesucher gehören dem schönen Geschlechte an, und es ist schon öfters vorgekommen, daß der Priester sich veranlaßt sah, die übliche Anrede Mes freres einfach in Mes soeurs umzuwandeln, da auch mit der größten Mühe kein männliches Individuum unter den Anbächtigten zu entdecken gewesen wäre. Begreiflicherweise beobachten die Prediger auch noch andere Rücksichten gegen das Geschlecht, dem jeder seine Mutter verdankt, wie das verbindliche, geflügelte Wort der Franzosen lautet. Sie sprechen selten oder vielmehr nie von Hölle und Höllenstrafen, noch weniger von der Ewigkeit der letzteren, wol weil sie voraussehen, die Zuhörerinnen könnten dieselben nie verdienen. Sogar in der künstlerischen Ausschmückung der Kirche sind Hölle und Hegenur gänzlich vermieden, selbst die Marterscenen sind nicht allzuhäufig und meist in abgeschwächter Schrecklichkeit dargestellt.

Auch in jeder anderen Hinsicht ist dafür gesorgt, um die Pariser Kirchen zu einem nicht unangenehmen, vielfach anziehenden und interessanten Aufenthaltsorte zu machen. Trefflich eingerichtete Windsänge und geräuschlose, sich selbst schließende Doppelthüren an den Eingängen verhindern jegliche Zugluft, und höchst vervollkommnete Heizvorrichtungen bringen selbst während der kältesten Winterstage und der oft wirklich ungeheueren Größe des inneren Kirchenraumes eine sehr

fie noch einmal heraufbeschworen worden, aber eine gewaltigere Macht griff in das Leben des Schrecklichen. Am 28. Januar 1547 verschied König Heinrich. Alles athmete auf. In den letzten Stunden seines Lebens packte ihn die Reue. Bischof Grammer empfing seinen letzten Händedruck, eine stumme Betteuerung, daß er im christlichen Glauben sterbe.

Die Luft an der Gewalt, die eiserne Strenge des Königs hatten sich auf seine Nachkommen vererbt. Seltsamer Weise auf die weiblichen. Der Sohn Eduard — von Heinrich und der Seymour — war milde und menschlich gesinnt, ein gütiger Nachfolger des harten Vaters. Trotz seiner Jugend, zeigte er sich in der Kraft eines Mannes; Talente jeder Art waren ihm verliehen. Zum Unglück für England starb der hoffnungsvolle Eduard nach kurzer Regierung. Seine Verfügungen waren zu Gunsten einer siebenzehnjährigen Prinzessin geschieden, Eduard hatte der Jane Gray, der Entelin Maria's von Suffolk, die Krone von England als verhängnisvolles Erbe hinterlassen. Jane Gray war über diese Erhebung tief bekümmert. Ihr bescheidener Sinn schreckte zurück vor der Würde; sie schob die Krone von sich, sie wollte nicht glänzen und fühlte, daß ein Gewaltact sie auf den Thron geführt hätte. Es war in der That eine Willkür des jungen Eduard, als er Jane zur Königin ernannte. Geschiedlich kam die Krone zunächst an Maria, Tochter Heinrich's und der Arragonierin, sie ging dann an Elisabeth, Tochter Heinrich's und der Wolyn, über, nach ihnen konnte Maria Stuart ihre Ansprüche erheben — erst zuletzt durfte Jane Gray ihr schönes Haupt mit dem königlichen Schmucke zieren.

Jane Gray verabscheute den Ehrgeiz. In ländlicher Zurückgezogenheit lebte sie an der Seite ihres Gatten, des Lords Guilford, entfernt von dem Getriebe der Welt und den Intriguen des Hofes, mit der Pflege der Wissenschaften und Künste beschäftigt. Aber der Stolz ihres Schwiegervaters, des Herzogs von Northumberland, riß die Prinzessin aus ihrer glücklichen Einsamkeit in das ihr feindliche Leben.

Sie ward unter Thränen mit dem königlichen Mantel und dem Diadem geschmückt; von den Vorstellungen ihres Vaters, des Herzogs von Suffolk, und ihres Schwiegervaters mühsam aufrecht erhalten, zog sie in London ein.

Der Empfang, der ihr zu Theil ward, schlug vollends die weich gestimmte Königin nieder. Das Volk verhielt sich in tiefem Schweigen. Es fühlte wie die Königin selbst, daß ein unrechtmäßiger Besitz in die Hand der Jane Gray kam.

Maria, die Tochter des achten Heinrich, war auf dem Wege nach London. Sie folgte dahin einer Einladung Northumberland's und sollte bei ihrer Ankunft ergriffen und in den Tower gefesselt werden. Arundel warnte sie, als sie noch eine Meile von London entfernt war — sie floh nach Kenning Hall. Von hier aus erließ sie Proteste, rief den Adel, die Stände auf, war unermüdet in ihren Kämpfen für das ihr zustehende Recht und ward endlich als Königin ausgerufen.

Jane Gray ist erlrent über diese Wendung, sie legt die Krone sofort nieder, sie will wieder zurück in ihre glückliche Einsamkeit; aber die, welche jetzt Gewalt ausüben kann, ist eine Tochter Heinrich's VIII., sie wird nicht ohne Grund dereinst die blutige Maria genannt werden, die weiblichen Nachkommen des Königs kennen kein Erbarmen.

Jane Gray und ihr junger Gemahl sind bereits im Tower, als Maria in London erscheint; dort empfangen sie das Todesurtheil. Eifrige Priester bemühen sich, die junge Prinzessin zur Venerierung ihres Glaubens zu bewegen, Maria möchte so gern die Seele retten! — Vergebens. Dieses junge, unglückliche Weib bleibt standhaft in ihrem Glauben und dieser stärkt die zarte Jane dergestalt, daß sie Kraft besitzt, Ungeheuerliches durchzuführen zu können. Sie vermag es, dem geliebten Gatten das letzte Lebenswohl zu weigern, sie will ihn nicht mehr in ihre Arme schließen, weil dieser Abschied Beide weich und zaghaft machen könnte. Noch mehr. Von dem Fenster ihreserkers aus sieht sie auf das Blutgerüst, welches im Hofe des Towers errichtet worden; ihren Gemahl führt man hinauf, Jane wankt nicht, sie ist Zeugin der Execution, und als diese vorüber, schießt sie sich festen Schrittes und mit ruhigem Blicke an, den letzten Gang zu thun. Als sie die Stufen zum Schaffot hinaufsteigt, wird ihr der enthauptete Leichnam ihres Gatten entgegengetragen; leise streift ihre Hand über das Antlitz des Gerichteten, dann eilt sie, an den Block zu kommen. Noch einige Worte an die Umstehenden; Jane Gray kniet nieder — der Henker verrichtet sein Werk.

Auf Maria folgte ihre Schwester Elisabeth. Sie gilt mit Recht als ein Prototyp weiblicher Kraft und Hoheit auf dem Throne. Die Erfolge, welche sie nach allen Seiten hin errang, waren großartige und glänzende. Sie hat den Namen der „Großen Königin Elisabeth“ davongetragen. Ein zweiter Beiname: „die Jungfräuliche“, ward ihr zu Theil, denn die Monarchin verweigerte den Werbem um ihre Hand diese hartnäckig. Die Feinde, offene sowol als geheime, suchten Spott auf solche Beharrlichkeit, auf die angebliche Männenfeindin zu häufen. Man gestand der Tochter Heinrich's VIII. nicht das Recht, sich von den Hofsporteten als eine Diana feiern zu lassen und rief ihr in keden Satiren die Namen eines Leicestor, Arundel, später des Essex entgegen.

Aber die Bedeutung dieser mächtigen Frau konnte keiner ihrer Neider in Schatten stellen. Groß in ihren Unternehmungen und glücklich in deren Durchführung, konnte sie sogar als absolute Gebieterin ihrem Volke gegenübertreten und dessen Freiheiten schmälern. Ihr Despotismus war weniger verhaßt, als der so eigensüchtige ihres Vaters. Wie sie es verstand, die Künste zu heben, Wissenschaft und Handel gleichmäßig zu fördern, so wußte sie durch mannigfache Beispiele von Großmuth, Edelstimm und Leutseligkeit die Höchsten und die Geringsten der Nation für sich zu gewinnen.

Freilich waren all diese Tugenden nur Lichtstreifen vergleichbar, welche zu gewissen Zeiten die starre Hülle durchbrachen, die das Schicksal um den Charakter der Königin, um deren gute Eigenschaften gelegt hatte. Elisabeth war bei aller ursprünglichen Großmuth zur Härte, selbst zur Grausamkeit geneigt. Es war das Erbtheil ihres Vaters.

Das Jahr 1559 führte Elisabeth auf den Thron von England. Sie war nach Maria's Tode ohne jeden Widerspruch zur Königin ausgerufen worden. Von nun an trat sie mit all der Würde und Sicherheit auf, welche ein mühevolltes Ringen, harter Kampf um das Dasein den außerordentlichen Menschen verleihen.

Die mächtige Königin war, wie so manche großartige Er-

scheinung, eine Doppelnatur. Mämlisch, ohne Wanken ihre Entwürfe ausführend, ja in vielen Dingen erhaben und groß dastehend, trankte Elisabeth in ihrem Privatleben an den kleinlichsten, oft erbärmlichen Launen. Sie war empfänglich für jede Schmeichelei, welche man ihrer äußeren Erscheinung zollte. In ihrem Außenleben die Eigenschaften eines großen Fürsten zeigend, war sie im Kreise ihrer Vertrauten ein eitles, gefallsüchtiges Weib.

Während Europa sie bewunderte und ihr Volk sie segnete, sahen ihre Höflinge, Minister, selbst ihre Günstlinge nur die launenhafte Frau, die eifersüchtig den gesellschaftlichen Ruhm jeder Anderen ihres Geschlechtes verfolgte, durch ihre persönliche Erscheinung alle Herzen gewinnen wollte und sogar, neidisch auf den Reiz, den eine geschmack- oder prunkvolle Toilette auszuüben vermochte, noch in ihrem Alter sich toktett und auffällig kleidete.

Und wenn der Spott sich der „Jungfräulichen“ nahte, wenn sich leiser oder lauter die Verleumdung geltend machen wollte, dann hielt die Königin die Devise des alten Ordens gleich einem Talisman vor sich: „Hony soit qui mal y pense.“ — Aber selten, sehr selten kam sie in diese Lage. Die Schmeichelei der Königin gegenüber war schon Gewohnheit, selbstverständlich geworden. Sie war die „Nymphen im blonden Haar“, die „Venus“, „Diana“ und zu gleicher Zeit wurde sie Alexander und Daphne's genannt.

War es nicht diese persönliche Eitelkeit, welche sie zur maßlosen Härte gegen Diejenige bewog, welche als ein Schatten in ihr Leben trat? Gewiß, es war so. Die Siege, deren Maria Stuart sich auf dem Felde der Galanterie rühmend durfte, trugen mindestens ebenso viel dazu bei, den Haß der Königin gegen die Unglückliche zu steigern, wie es deren politische Fehler vermocht hatten.

Maria Stuart gehört zu den interessantesten Erscheinungen auf der Bühne der Geschichte. Ihr trauriges Schicksal hat um die schottische Königin eine Art von Heiligenschein gewoben, durch dessen goldige Strahlen hindurch das Leben und Handeln Maria's betrachtet wird. Vielleicht den bedeutendsten Antheil an ihrer Glorifizierung hat der größte Dichter unserer Nation, unser Schiller. Die Geschichte ist unbarmherziger. Sie kennt freilich auch das schöne, liebenswürdige Weib, welches nach glücklichen Tagen, aus Frankreich kommend, in Schottland an die Spitze des Volkes trat, schon bei der Ueberfahrt dahin von Elisabeth verfolgt. Sie kennt aber auch die leichtfertige Stuart, die Gattin Darnley's, welche den Sänger David Rizzio, dann den Grafen Bothwell mit ihrer Günst beehrte und vor dem empörten Volke, das sie beschuldigte, den König, ihren Gemahl, ermordet zu haben, nach England entflo, um Schutz bei Elisabeth zu suchen.

Unzertrennlich von einander sind die Namen Elisabeth und Maria Stuart. Wie Fremde, innig mit einander verbundene Gestalten, durch die Welt, das Leben und die Geschichte schreiten, so sind diese beiden erbitterten Feindinnen, stets einander gegenüberstehend, Diasturen des Hasses, bis die Eine von ihnen, in den Rachen des Todes gestürzt, verschwindet.

Die flüchtige Stuart — bei Elisabeth. Ach, die Königin von England müßte nicht die Tochter des unerbittlichen Heinrich gewesen sein, hätte sie die Feindin so leicht wieder aus ihren Händen gelassen. Elisabeth's Größe, ihre erhabene Gesinnung treten jetzt ganz zurück. Sie war von dem Augenblicke an, wo Maria in ihre Gewalt gerieth, so weit es die Sache dieser Königin betraf, nicht mehr das ausgezeichnete, trotz ihrer menschlichen Schwächen immerhin bewundernswürthe Weib — sie war die Tochter ihres gefährdeten Vaters. Kleinliche und hohle List ward angewendet, die gefangene Maria in ein verderbenbringendes Netz von Intriguen zu verwickeln. Wie Heinrich, fand auch Elisabeth feile und willige Richter, wie er beobachtete seine Tochter keine Vorschriften des Geistes, wie er schlug sie den Weg der Bestechung von Zeugen ein, und wie er es oftmals gethan, unterzeichnete auch Elisabeth mit verstelltem Schmerze, unter heuchlerischen Thränen das Urtheil, welches Maria Stuart am 18. Februar 1587 zu Fotheringhay ihr Haupt auf den Richtblock legen hieß, der in einem Saale dieses Schlosses errichtet war.

Wie alle Frauen, welche Heinrich und seine Nachkommen dem Henker überlieferten, starb auch Maria mit dem Heldenmuth, der ihr Bewunderer, Verehrer erwerben mußte. Sie war nicht schöner und größer gewesen, als in dem Augenblicke, wo sie sich betend vor dem Blocke niederwarf und die Hostie nahm, welche der Papst ihr gesendet hatte. Es ging die Sage, der abgeschlagene Kopf habe ein Wort gerufen, und das Antlitz sei zu heiterem Lächeln verzogen gewesen. Elisabeth vernahm die Nachricht von dem Tode der Feindin wieder mit thränengefüllten Augen — sie glaubte aber in Aller Blicken zu lesen, daß man sie der Rachlust zeige, der kleinlichen Wuth, die sich an einem armen Menschenleben austoben mußte. Die Königin ward finstler und mütterlicher, je näher ihr das Alter kam. Sie machte die schlimmsten Erfahrungen, welche Alle zu machen haben, die von der Schmeichelei zu viel einjogen, sie sah ihre vorgeblichen Verehrer mit der Abnahme ihrer körperlichen Kraft schwinden. Sie gingen allmählig an den Hof Jakob's VI., den die Königin zum Nachfolger bestimmt hatte — es war der Sohn der hingerichteten Feindin, Maria's und Darnley's Sohn, der einst als Jakob der Erste den Thron von England bestiegen sollte. Der letzte, furchtbarste Schlag, der Elisabeth traf, war die Untreue, der Verath des geliebten Essex — die alte Königin! Sie vermochte nicht, den Treulosen zu strafen, sie hätte ihn gern frei gegeben, aber er verschwor sich mit den Feinden des Reiches — die Herrscherin überwand die Gönnerin, Essex' Haupt fiel am 25. Februar 1601, aber der tödtliche Streich hatte auch Elisabeth's Leben gestreift. Sie verank in Schwermuth, ihr Dasein war nur noch dem Kummer als Beute dahingegeben, der Tod erlöste sie am 24. März 1603.

Wir haben von dem letzten der uns vorliegenden Bilder zu sprechen. Das gutmüthige Antlitz, die fast behäbigen Züge gehören der Königin Anna von Dänemark, einer Tochter Friedrich's II., an. Der Sohn der Maria Stuart, Jakob I., freite um die Prinzessin. Er war einer derjenigen Fürsten, welche noch vor dem Falle ihres Stammes aus dem Leben gehen. Anna von Dänemark war bestimmt, zwei Kinder ihrem Gemahl zu schenken, deren Schicksal so traurig sich gestaltete, wie später das der ganzen Familie Stuart. Nach dem Tode des ersten Sohnes, Heinrich, gebar Anna eine Tochter, Elisabeth. Sie ward Gemahlin des unglücklichen Friedrich's von der Pfalz, der keinen andern Ruhm hat als den: den dreißig-

jährigen Krieg in Deutschland begonnen zu haben, um kurz darauf unter dem Spottnamen: „der Winterkönig“ als machtloser Bräutendent von der Bühne abzutreten.

Der dritte Sprößling war Carl — der Kronprinz von England. Er erhielt den Thron und stieg von ihm herab, um das Schaffot zu betreten, welches Oliver Cromwell ihm vor Whitehall errichtet hatte. Seine Vorfahren waren an die Bekanntschaft mit dem Nachrichten gewöhnt. Es geht ein rother Faden durch die Geschichte der Stuart's, er zieht sich bis zu Carl dem Ersten, den sein Volk richten ließ, streng und unbittlich, wie sein furchtbarer Ahne gerichtet hatte.

Eine Toiletten-Ausstellung.

Vor einem reichen und gewählten Publicum fand in den glänzenden Räumen des Alexandra-Palastes in London die Eröffnung der ersten großen Ausstellung von Damen-toiletten statt. Waren es auch Damen der Unionsstaaten, die sich durch die im Februar d. J. veranstaltete „continentale Toiletten-Ausstellung“ in Mount Vernon das Verdienst erworben, der demonstrierenden Richtung der Zeit dieses dankbarste aller Ausstellungsterains gewonnen zu haben, so gebührt den Unternehmern obiger Ausstellung immerhin Anerkennung, die amerikanische Idee so rasch ergriffen und mit so viel Geschmack und Erfolg inscenirt zu haben.

Während die eben erwähnte continentale Ausstellung zu Mount Vernon sich von künstlerischen Zwecken hatte leiten lassen und in erster Linie auf dem Bestreben basirte, dem Publicum so zu sagen historisch geordnete Bilder aus der Geschichte des Frauen-Costüms vergangener Jahrhunderte vorzuführen, wandte sich die Londoner Ausstellung mit der ganzen Sicherheit eines gefunden, geschmackvollen Realismus ausschließlich der Mode des Augenblicks zu und beschränkte sich auf Veranschaulichung der Frühlingmodelle und der Mode des kommenden Sommers, zu deren verführerischem Reiz die elegante Welt Londons wallfahrete wie ins gelobte Land, und die in seinen bemerkenswerthen Erscheinungen auch das Interesse unserer Damen in Anspruch nehmen dürfte.

Rechts von dem Haupteingang des großen Concertsaales erhob sich zunächst ein weiter Balcon, dessen weiße Mouselinebraverien von zarten Windenranken gehalten waren. Wir standen vor dem Rayon der „Promenade 1876“.

Thellweise auf lebensgroßen Wachsmoellen, meist jedoch auf Drahtständern zur Geltung ihres Einbruchs kommend, zerfielen die Toiletten dieses Rayons in zwei Unterabtheilungen: in die Costüme, in denen die Lady die Promenade „im Gig“ macht, die „carriage-dresses“, und in die Promenaden-Toiletten „zu Fuß“, denen man zur Mittagstunde in Pall Mall, Piccadilly, in James' und Oxford-Street begegnet.

Unter den „carriage-dresses“ waren es zwei Exemplare, die vorzugsweise einer Copie empfehlenswerth erschienen. Das eine war von leichtem knicker-bocker in der Farbe von hellem Seetang. Die, vorn an die Nocklänge reichende, hinten fast ganz glatte Polonaise hatte eine Vorder- von Straußfedern in ihrem matten, natürlichen Colorit zur Garnitur; hier und da fiel zwanglos eine herab und kräuselte sich hell über dem tangfarbenen Grund und die matten, silbernen Knöpfe, die hier und dort verstreut waren. Der rirk-hut trug die Farbe und die Federn der Toilette. — Dicht neben diesem Costüm hing ein leichter Umhang von cremefarbenem Abaca — der unvermeidliche Staubmantel, die, wenn auch nie benutzte Vervollständigung des carriage-dress.

Die zweite dieser Equipagen-Toiletten war, unserer Meinung nach, zu sehr nach Effect hajchend. Der Geschmack unserer Verehrinnen wird jedenfalls in der Lage sein, das zu Prononcirt dieser Toilette davon abzulösen, um sie zu der berechtigten Geltung zu bringen. Es war ein schwarzjammernes Schleppegewand à la tunica mit langer Tunika. Rücken der Taille und Tunika mit Seilstrickerei in einer hellbraunen Schattirung bedekt; um den Nacken geschlungen und lose über der Brust zu einem Knoten gefestigt ein cremefarbenes Mantentuch. Der Hut von der Farbe der Stickerei. Bei einiger Vereinfachung der im Modell a) radegu übertriebenen Abaca — der unvermeidliche Staubmantel, die, wenn auch nie benutzte Vervollständigung des carriage-dress.

Unter den Promenaden-Toiletten „zu Fuß“ bemerkten wir als ganz besonders gewählt zwei Bendants in hellgrauer und brauner Seide. Als einzige Garnitur Schüre und Quasten derselben Pliance und ein wahres Wunderwerk der Passenterie in gefüllten und deasy-Franzen um Rod und Tunika. Die Franze schwingt überhaupt den Cepter des Tages — sie allein macht die Toilette im Augenblick distinguirt, und der Variationen, in denen sie zur Erscheinung tritt, werden mit jedem Tage mehr. Beide Krzüge boten in ihrer Einfachheit und ihrer gewählten Composition einen harmonischen Eindruck.

Dicht daneben war eine Toilette in zwei Schattirungen von dem zartesten Rauchblau gehalten, die eine Pliance in Rod und Taille, die andere in der, einen Ton tiefer gewählten, Stickerei von Aermeln und Tunika vortreten.

Jane Gray“ war ein braunselbnes Costüm von einer seltenen Grazie des Geschmacks. In einem reich mit Franzen garnirten Mode gehörte ein cremefarbener manteletartiger Umhang, dessen schärpenteartige Enden zur Tunika arrangirt waren. Die einzige Garnitur dieses kleinen Umhangs war eine aus feiner feidner Rundschur und schmalem point-lace-Band gebildete Crème-Spize, die eine matte Blende einfaßte, welche rings um das Mantelet lief. — Die zarte, aber absolute Despotie der Crème-Mode wurde nächst „Jane Gray“ noch durch „Danischeff“ vertreten. Polonaise à la princesse, schlicht faconirt; der Rod glatt. Die meisten dieser Toiletten hatten Schmitztaillen. Auffallend erschien „Princess of Wales“, ein Costüm von mythengrüner Seide, dessen Taille und Tunika reich mit breiter, cremefarbener Kante besetzt war, während den Rücken entlang Crème-spize hinunterliefen, welche, dicht neben einander gereiht, auf eine breite Falte gesaßt waren. Der Rod war nahezu vollständig bedekt von breit gemaschter Franze, in jener angebaudten matten Farbe der Saison.

Der „Promenade 1876“ zunächst lag das Rayon der Gesellschaftstoilette dieses Jahres. Sie theilte sich in die Diner- und die Balltoilette. Aber wer beschreibet dies Chaos von Kantenpracht und Farbenartheit, diese Menge von Erscheinungen hier mit hoher Taille, dort mit vieredrigem oder herzförmigem oder rundem Ausschnitt — kein anderes Rayon war so reichhaltig beschrift worden wie dies.

Unter den Diner-toiletten erschienen uns die hervorragensten eine strohfarbige damassé-Mode, crème und schwarz besetzt mit langer, von Spitze garnirter Schleppe, und facon Albani. En princesse gemacht, war das zarte Hellblau natürlich ebenfalls nur in Crème garnirt und zwar à la Teheran. Der sinnige Geschmack, mit welchem hier und da noch einzelne toktete Wandhschleifen angebracht waren, machten speciell diese Toilette zu einer ganz besonders jugendlich und grasig erscheinenden; sie wurde fast allgemein für eine der bedeutendsten der ganzen Ausstellung angesehen.

Auch unter den Balltoiletten fanden sich eine Menge glänzender Compositionen; ganz besonders fiel eine dunkelblaue Atlasrobe ins Auge, über und über mit in Crème-seide ausgeführter Stickerei bedekt, während Taille und Tunika auf cremefarbenem Grunde dieselbe Stickerei in Blau trugen. In einfacherem Stile waren die Toiletten für junge Mädchen gehalten.

Von ganz entzückender Poesie war ein von silbernen Schmetterlingen durchwirktes weißes Tüllcostüm. Auf der Seite saßen kleine Sträuße weißen Halbtrautes grasig gezozene Puffen zusammen — ein silberner Vorstoß vollendete das Ganze.

Aus dem nun folgenden Rayon der „Braut-toiletten“ hätten wir drei hervorzuheben. Eine weiße Seidenrobe mit silberschimmernder Moosfranze und verstreuten Orangezweigen garnirt — eine andere in Crème-farbe, mit der Garnitur von Kantenpuff in Weiß und Crème, und eine dritte: Crème-kante über weißem Atlas. Arrangement in Orangeblüthen, bei beiden die vollständige Toilette umfassend; noch auf dem Schleppeusam lagen einzelne Blüthen, als hätte sie ein Luftzug dorthin getragen, oder hier und da ein kleiner Zweig, wie adtlös abgetreift.

Eine Unterabtheilung dieses Rayons, das übrigens recht reich beschrift worden war, bildeten die Toiletten für Brautjungfern. Am meisten war darin licht- und seelbna Seide vertreten — fast ausnahmslos mit Crème-schleppe. Der Ueberwurf von ganz eigenthümlich apertem Schnitt, erinnerte uns unwillkürlich an die senorita-Jade. Die Taille war, überschlagartig, mit einer Composition von Knöpfen und Rundschur-Phantasten in Crème garnirt. In dieser Abtheilung war eigentlich die wenigste Abwechslung anzutreffen.

Reichhaltig, fast bis zur Ausdehnung des Promenaden-Rayons, war dagegen die Abtheilung der Morgen-toiletten und Negligés“. Hier kamen, bis auf einige Costüms von weißem oder cremefarbenem Kaftmirt, in erster Linie nur Waschkstoffe zur Geltung. Eine kaum übersehbare Abwechslung in Percals, Zephyrs und gemusterten Batisten, in haosartigen, amnuthigen Durcheinander, Negligés mit Schleppen und süßreier Toiletten, Blüthegarnituren von demselben, oder immer und immer wieder Crème-stoff, schlichte Watiststickereien als Befag, die Falte à la Watteau, große, oft in anderer Schattirung aufgelegte Taschen — das war so der Total-Eindruck dieses Rayons, dessen Erscheinungen für das Vouboir bestimmt sind, und mit durchweg bemerkenswerther Einfachheit häufig eine recht toktete Grazie verbanden.

Die sich dieser kleinen Specialausstellung demnächst anschließende Abtheilung war diejenige für „Kinder-garderoben“ resp. für Costüme von jungen

Madelaine, welche im reichsten Stadttheil von Paris steht. Die Hochzeitsgäste steigen dort eine mächtig hohe und breite Freitrepppe hinauf zur Vorhalle der Kirche und werden dabei von den bewundernden Blicken der durch das Zusammenstoßen dreier breiter, prächtiger Boulevards sich um so leichter anjammeln Menge verfolgt. Der Andrang der Neugierigen ist regelmäßig so groß, daß außerordentliche polizeiliche Maßregeln getroffen werden müssen, um den Damen das Aussteigen zu ermöglichen und die in solchem Falle mit prächtigen Teppichen belegte Treppe frei zu halten.

Die Pariserinnen würden sich wol schwerlich jemals zu der in fast allen Provinzialstädten Frankreichs üblichen Sitte verstehen, die Trauung um Mitternacht zu feiern, um sich und die Gäste nicht den Blicken der Gaffer preiszugeben. Das Hochzeitmahl findet dann vorher, um sechs Uhr Abends statt und die Gesellschaft bleibt in fröhlicher Unterhaltung bis Mitternacht beisammen, um sich dann in die Kirche zu begeben. In Paris ist, außer Dienstag und Donnerstag, der Sonnabend der beliebteste Tag zur Hochzeitfeier, die eigentlich keine ist, indem sie sich in der hohen Welt einzig auf die Trauung beschränkt. Wie sollten auch alle diese eleganten Damen sich an demselben Tage nochmals umkleiden können, um an einem Hochzeitmahl theilzunehmen, nachdem ihre erste Toilette schon den ganzen vorigen Tag, nein, mehrere vorhergehende Wochen sie ganz in Anspruch genommen! Allzuviel aber darf man selbst den in dieser Hinsicht äußerst leistungsfähigen Pariserinnen nicht zumuthen.

Zur ersten Abendmahlfeier, welche wiederum an einem Wochentage stattfindet, sind die jungen Mädchen durchaus nur in Weiß gekleidet und überdies ganz in einen ungeheuren Schleier gehüllt, was sie besonders kindlich einfach und reizend unschuldig erscheinen läßt. Es sind die begleitenden Mütter oder unverheiratheten Geschwister, welche ungewohnten Luxus entfalten, oder doch wenigstens die neue Staats- oder Sommer-toilette einweisen.

Am Einfachsten erscheint die Frauenwelt während der Fastenzeit in der Kirche. Sie beweist dabei nur ihren angeborenen Tact. Wenn die Kirche ihren Schmuck ablegt, ihre Wiber verhüllt, wenn traurige Klagelieder und Psalmen ertönen, wenn täglich von der Kanzel und dem Altare herab zur Buße gemahnt und alle Gottesdienste und Ceremonien auf eine ernste Stimmung, ein Insißgehen hinzuwirken suchen, wären glänzende, üppige Toiletten am wenigsten angebracht. Wie würden häusliche Seidenkleider, hellfarbige oder in Gold strohende Hüte, kostbare Spitzen und reiches Geschmeide dazu passen, wenn man sich die Stirne mit Asche bekrenzen läßt und dabei die erschütternde Mahnung hört: Gedenke, oh Mensch, daß Du aus Staub geboren und wieder zu Staub werden wirst!

Eine liebliche Aenderung, wol einen Gegensatz hierzu, bietet der Maimonat mit seinen heiteren, ansprechenden Abendandachten zu Ehren der heiligen Jungfrau. Mai, der Mois de Marie, ist so recht der Monat der Pariser Frauenwelt in der Kirche. Das Standbild der Jungfrau, meist ein treffliches Kunstwerk aus Marmor oder schönbemaltem feinem Stein, überragt nun den Hochaltar. Darüber erhebt sich ein prächtiges, blaues, goldbesetztes, offenes Zelt, das oben in einer mächtig glitzernden Krone endigt. Dasselbe bildet gewissermaßen den Thronhimmel des Bildes, zu dessen Füßen bis herab auf den Boden sich der üppigste Blumen- und Blüthenschmuck entwickelt, der durch einen kleinen Wald von Blattpflanzen eingefast wird.

Während des Tages finden nur die gewöhnlichen Gottesdienste statt. Die Hauptfeier beginnt Abends um oder nach acht Uhr. Die Kirche ist genügend hell erleuchtet und füllt sich schnell mit Frauen und Mädchen, überwiegend dem mittleren und kleinen Bürgerstande angehörig, selbst in den reicheren Vierteln. Zuerst wird gemeinsam das Abendgebet gesprochen, wobei ein Priester vorbetet. Hierauf folgt ein Kirchenlied, in welches, ganz gegen die hiesige Gewohnheit, die Frauenwelt lebhaft einstimmt. Nun erscheint der Prediger auf der Kanzel, der gewöhnlich sich auf praktische Erörterungen und Anleitungen zu den christlichen Tugenden beschränkt, wobei ihm die Jungfrau als Vorbild und Beispiel dient. Auf dogmatische Abhandlungen läßt er sich nicht ein. Moral, Christenpflicht und Nächstenliebe sind seine Lieblingssthemata, womit er auch den meisten Erfolg bei seinen Zuhörerinnen erzielt, welche in dem der heiligen Jungfrau dargebrachten Lob und Preis die Verherrlichung, Idealisierung und den Triumph ihres Geschlechtes erblicken.

Nach der Predigt wird die Litanei (Wechselgesang) zu Ehren der Gottesmutter gesungen, dann folgen noch einige andere Gesänge, an denen die ganze Versammlung sich lebhaft theilnimmt, so daß ein wirklicher Volksgesang entsteht, und dazwischen vielleicht auch einige durch erprobte Künstler oder Künstlerinnen vorgetragene Solopartien. Auf jeden Unbefangenen, der sich nur von dem ethischen Princip leiten läßt, macht das Ganze einen wohlthuenden, heiteren, etwas romantisch angehauchten Eindruck. Die Sängerrinnen sind sämtlich junge Mädchen, die einer Marienbrüderschaft angehören, und dem entsprechend nur durchaus aus ehrbaren Familien stammen und sich eines untadelhaften Lebenswandels befleißigen müssen. Während des Gesanges hat eine derselben, unter dem Vorantritt eines in goldbordirter Uniform starrenden, mit Dreimaster, dicken Epauletten, Degen, großer Hellebarde und Stock ausgerüsteten Schweizers alle Reihen und Gänge durchwandert, um, mit der offenen Börse in der Hand, pour les fraies du mois de Marie zu sammeln. Denn die Ausschmückung der Kirche verursacht Kosten und die Stuhlgebühren genügt nicht, um dieselben vollständig zu decken.

Unterdessen sind am Hochaltar Hunderte von Kerzen angezündet worden, das Bild der heiligen Jungfrau glänzt in einer Strahlenkrone, der Wald von Blumen und grünen Pflanzen ist nun von einem Lichtmeer übergoßen. Ein wunderbar poetischer Anblick. Der Gesang dämpft sich allmählig, um den mit kraftvoller Stimme langsam gesungenen Segen vorherzusehen zu lassen. Die Monstranz wird vom Priester segnend erhoben, die Glöckchen klingen, alle Häupter senken sich still und in sich gekehrt, einige Augenblicke herrscht eine feierlich-ernste, erhebende, lautlose Stille. — Die Glöckchen schlagen nochmals an, der Gesang der ganzen Gemeinde fällt wieder kräftig ein, die Orgel braust wichtig dazwischen, noch ein Glöckenschlag, die Monstranz wird in das Sacramentshäuschen zurückgestellt, der Gesang geht in eine populäre, lebhaft Weise über, ein Jeder thut mit seiner Stimme das Seinige,

Alle und Alles scheinen lebendig geworden. Die Priester und Chorknaben verlassen den Altar, die Flügelthüren öffnen sich und die Menge strömt allmählig, unter fortwährendem, munter ansprechendem Gesang und Orgelspiel, hinaus ins Freie. Hier schiebt Alles sofort auseinander, denn anständige Damen und Mädchen dürfen in Paris auf den Straßen nicht säumen, geschweige zur Abendzeit, obwohl es eigentlich, nach Pariser Begriffen, noch gar nicht spät (9 oder 10 Uhr) ist. Bei demjenigen aber, welcher in Paris nicht bloß Zerstreuung und Modeartikel sucht, sondern nach Ernsterem strebt und in das innere Leben etwas eindringen will, kann der Besuch einer solchen Marienandacht nur einen höchst wohlthuenden Eindruck hervorbringen. Er sieht dort, was sich in einer großen Stadt nicht für Gold erschwingen läßt: eine Versammlung sittsamer, einfacher Frauen und eingezogener Mädchen in fröhlicher, aber geräuschloser Stimmung, natürlich ganz abgesehen von dem Urtheil, was er über die hier gepflegte Gottesverehrung fällen mag.

In dieser Weise haben sich noch alle Freunde aus Deutschland, welche ich in eine derartige Marienandacht führte, abgesehen von ihren politischen und religiösen Ueberzeugungen, äußerst befriedigt über dieselben ausgesprochen. „Ich beneide diese Frauen und Mädchen,“ sagte einmal einer derselben, „welche in dieser großen, mit Zerstreuungen, Vergnügungen und Verlockungen jeder Art so reich ausgestatteten Weltstadt bei einem solchen Gottesdienste ihre geistige Befriedigung finden.“ Wenn nämlich mir ein Freund aus Deutschland empfohlen wird, lasse ich ihn erst allein alle in seinem Reisehandbuch aufgeführten Merkwürdigkeiten und Vergnügungen durchgehen, ehe ich selbst ihm dasjenige zugänglich zu machen suche, was ihm einen Einblick in das eigentliche innere Leben ermöglichen kann.

Es dürfte jetzt noch die Frage zu beantworten sein, ob unter der Pariser Frauenwelt wirklich lebhaft religiöse Ueberzeugung und Gefühl vorhanden ist. Die Antwort hierauf ist nicht allzu leicht, und den Anspruch auf Prüfung der Herzen und Nieren dürfen wir nicht wol erheben. Die große Masse der Frauen und Mädchen der mittleren und arbeitenden Classen haben so wenig Abwechslung und Zerstreuung, geschweige eigentliche Vergnügungen und gesellige Freuden, daß gar manche sich zur Kirche hingezogen fühlen mögen, welche doch einigen Ersatz dafür, einen Ruhepunkt in der ungestümen Hast des täglichen Lebens bietet, sowie überhaupt dem Gemüth einige Befriedigung zu gewähren vermag. Es sind dies deshalb noch keine unlaute, verwerflichen Gründe, welche zum Kirchenbesuch bewegen. Die Anzahl derjenigen, welche sich durch dergleichen bestimmen lassen, ist jedenfalls die geringere; denn so verbreitet auch der Leichtsin unter manchen Schichten der weiblichen Bevölkerung von Paris sein mag, so ist doch die große Mehrzahl der Pariserinnen besser als der Ruf, denen man ihnen gewöhnlich anhängt.

Ein gewichtiger Beweis der ernsten Religiosität und des wahren Christenthums, welche innerhalb der Pariser Frauenwelt lebendig sein möchten, dürfte in den zahllosen Vereinen und Anstalten echter Nächstenliebe zu finden sein, die fast ausschließlich von Mitgliedern des schwachen Geschlechtes gegründet, geleitet und erhalten werden. Es finden sich da Beispiele von Selbstaufopferung und Hingabe, welche nur auf den edelsten, erhabensten Beweggründen beruhen dürften. Es wäre deshalb vermessend, wegen einzelner, tadelnswerther Punkte, ein abschprechendes Urtheil über die Gesamtheit fällen zu wollen, bei der unzweifelhaft in erster Linie auch das gemeinsame Gute und Gediegene in die Waagschale gelegt werden muß.

Freilich, auch bei der Wohlthätigkeit findet die Eitelkeit oft ihre Rechnung. Ist man in die Pariser Gesellschaft eingeführt, dann erhält man, besonders von Neujahr ab bis Juni, öfters eine gedruckte Einladung, worauf noch die Worte geschrieben: De la part de Madame N. N. Die Einladung besagt, daß am nächsten Sonntag die Damen A. B. N. N. u. f. w. in der Kirche Saint-Augustin für die Waisenanstalt So und So sammeln werden. Die Personen, welche nicht dort erscheinen können, werden gebeten, ihre Gabe gefälligst an eine der Dames patronesses oder Dames quêtesuses, deren genaue Adressen auf der Einladung vermerkt, zu schicken. Will man sich nicht ein gastliches Haus verschließen, dann muß man eines von Beiden thun. Die Damen legen bei solcher Gelegenheit ihren höchsten Staat an, um an der Kirchthüre allen Besuchern die offene Börse zu präsentiren und sich auch wol nebenbei etwas bewundern zu lassen. Doch, was soll es schaden, für die Armen werden hier jedes Jahr viele Hunderttausende, vielleicht Millionen, auf diese Weise aufgebracht.

Elf Königinnen.

Historische Skizzen von George Hill.

(Schluß.)

Anna von Cleve war keine hartnäckige Gegnerin der Howard. Sie willigte bald genug in die Scheidung, eine anständige Versorgung genügte ihr vollkommen, und Catharina nahm den erledigten Stuhl der Königin von England ein. Die Gewalt trat jetzt in ihrer ganzen empörenden Umgebung hervor. Die Verfolgung der Protestanten begann, die Kerker füllten sich mit Gefangenen und auf den Schaffoten bluteten die schmadvoll Verurtheilten. Das Haupt Thomas Cromwell's fiel unter dem Beile des Henkers, weil er dem Könige zur Heirath mit Anna von Cleve gerathen.

Aber die Vergeltung war nahe. Hatte der König der armen Boleyn die Liebe nicht verzeihen können, welche Verzeihung einst für sie hegte, um wie viel weniger durfte er Gnade üben solchen Beschuldigungen entgegen, wie sie ihm jetzt zu Ohren kamen. Vielleicht gebot die Furcht vor dem neuen Regimente, die Königin zu stützen. Man raunte sich wunderliche Dinge zu, wie die Howard früher in allerlei schimpfliche Liebesintrigen verwickelt gewesen, wie sie noch nach ihrer Vermählung mit dem Könige heimlichen Verkehr mit denen unterhalten habe, welche sich rühmen durften, die schöne Howard ungestraft und ungehindert angebetet zu haben.

Des Königs Zorn war bei diesen Gerüchten und Anklagen in seiner ganzen Furchtbarkeit erwacht. Er war in der That das Ungeheuer, für welches er in allen Landen galt, als er durch die Gemächer seines Palastes raste.

Aber diese Wuth löste sich in Thränen. Der blutige Herrscher konnte noch über den Verlust dieser Frau weinen. Er riß sich unter gewaltigen Schmerzen von ihr los. Zum ersten Male schrieb er mit zitternder Hand seinen Namen unter das Todesurtheil. Catharina Howard hatte den Beschuldigungen nicht mit der Festigkeit entgegnetreten können, wie es die Boleyn dereinst gethan. Vielleicht sah sie auch die Nutzlosigkeit jedes Leugnens ein — sie hielt sich für verloren, als man ihr hinterbrachte, daß Cranmer ihr Ankläger sei. Es war eine Rache für die gerichtete Anna Boleyn, deren einziger Bertheidiger der Erzbischof gewesen.

Am 8. August 1540 war Catharina Howard dem Könige vermählt worden, am 12. Februar 1542 fiel ihr Haupt im Hofe des Towers. Catharina Howard war zwanzig Jahre alt geworden.

Schon war es bei allen Hofleuten, bei den Ministern und Räten, ja bei dem ganzen Volke von London eine feststehende Voraussetzung geworden, daß der König nicht lange unbeweiht bleiben könne, und alle Welt war gespannt, die Frau oder Jungfrau kennen zu lernen, welche den Wuth besaß, ein Ehehindniß einzugehen, bei dessen Schließung der Henker dicht hinter dem Priester stand.

Kaum ein Jahr nach dem Tode der Howard führte der König seine sechste Gemahlin heim. Die verwegene Frau hatte sich gefunden. Sie nannte sich Catharina Parre, war die Wittve des Lords Latimer und gleich ausgezeichnet durch Schönheit und makellosen Ruf. Man bedauerte das neue Schicksal im Voraus und wünschte ihr mindestens ein Ende, wie es die Seymour gefunden. — Wenn man das Porträt der Parre betrachtet, so gewahrt man zugleich die Mischung von Annuth und List, welche dem jugendlichen Antlitze der Neuerwählten einen besondern Reiz verleihen. In der That, wenn Catharina von Arragonien, die Boleyn und die Seymour Demuth und Harmlosigkeit charakterisirten, wenn die Howard Ehrgeiz und Stolz gezeigt hatte, so stand in der Person der Parre dem plumpen Kolof Heinrich VIII. die List gegenüber. Wie geschickt wußte sie den Tiger zu leiten, ihn einzuschläfern! Gestützt auf ihren trefflichen Leumund, dem die geheimen Widerjacher — und welche Gattin Heinrich's hätte ohne solche durch das Leben gehen können? — nicht den geringsten Flecken anzuhängen vermochten, machte sie sich an das schwierige Werk, den furchtbaren Gemahl in einen Unterwürigen zu verwandeln. Es gelang — gelang der Klugheit dieser zarten und graziosen Frau, welche, unter der Maske kindlicher Naivetät, ihre Entwürfe und Pläne zu bergen wußte und mit ihren weichen Händen das Netz immer dichter zu weben und fester zu ziehen verstand, in dessen Maschen der grimmige Heinrich verstrickt ward.

Aber was der König nicht erkannte, das durchschaute Andere. Catharina Parre würde vielleicht von Allen als eine wohlthätige Fee gepriesen worden sein, wäre sie nicht eine Anhängerin der Reformation gewesen; diese zu begünstigen, lag eben in der Königin geheimen Plänen; doch sie war nicht der einzige kluge Kopf am Hofe von England. Aber wie war der Königin beizukommen? Sie selbst gab ihren Feinden willkommenen Gelegenheit. Schon hatte sie so viel Macht gewonnen, daß sie es wagen durfte, mit dem Tyrannen über Religion zu sprechen. Diese Erfolge machten die Königin allzu dreist. Sie wagte es, zu Gunsten der Reformirten ihre Stimme zu erheben. Aber der König ruzelte die Stirn, der Tiger hatte nur geschlummert, ein unbedachtes Wort weckte ihn auf. Er gedachte dessen, was die Feinde der Königin ihm schon ins Ohr geflüstert hatten, daß Catharina in Sachen der Religion und der Politik im Geheimen wider des Königs Ansichten arbeite.

Er entließ die Gattin zum ersten Male ungnädig und schüttete seinen Verdruß gegen Gardiner, den Bischof, aus. Willkommene Entdeckung! Der tödtliche Priester und der brutale Kanzler Briothsley schürten das Feuer. Drei Tage nach diesem Ereigniß hatte der Kanzler die vom Könige unterschriebene Anlagenschrift nebst dem Befehl, die Königin verhaften zu lassen, in der Tasche. Das Glück war aber der Klugheit hold. Kleine Urtachen und große Wirkungen! Als der Kanzler die Unterschrift des Königs erlangt hatte, eilte er schnell aus dem Zimmer, Heinrich konnte in der nächsten Minute anderen Sinnes geworden sein, dann fiel des Kanzlers Haupt, statt des Kopfes der Königin. Nun hatte der Kanzler das Papier in die Tasche seines spanischen Beinkleides stecken wollen, aber die breiten Aufschläge mochten das Hineinschieben verhindert haben — genug, der Kanzler verlor das Papier und ein Freund der Königin fand es.

Eine Viertelstunde später hatte Catharina das Document in Händen, welches die Anweisung auf eine Fahrt ins Jenseits war. Sie erbeute eben so kühn wie gewandt. Sie ging in die Höhle des Ungeheuers, dessen wetterwendische Laune heut eine bessere war, als je. Geschickt lenkte sie das Gespräch auf religiöse Dinge, und wie trefflich wußte sie die bescheidene, unwissende, kleine Frau zu spielen. „Ihr streitet wie ein gelehrter Doctor!“ rief der König. „Ein verlegenes Lächeln Catharina's war die Antwort, dann begann sie zu sprechen, und binnen einer halben Stunde war Heinrich vollkommen davon überzeugt, daß seine Gattin nur um ihn zu unterhalten schwache, daß sie sich selber für ein Gänschen in allen Dingen der Religion und Politik halte, das immer nur von ihrem Gemahle, dem großen Theologen, lernen wolle.“

Der König schwelgte in Entzücken. Er schloß die Gemahlin in seine Arme und behenerte ihr aufs Neue seine Liebe. Am folgenden Tage war, zum Unglück für die Feinde der Königin, Heinrich so frei von Schmerzen, daß er im Garten promeniren konnte, und zwar am Arme der Königin; aber ein noch größeres Mißgeschick war es für den Kanzler, daß er gerade diesen Moment wählte, um mit einigen Soldaten im Parke zu erscheinen, welche die Königin in den Tower führen sollten.

Heinrich ließ seine ganze rohe Wuth an ihm aus. Es fehlte wenig, so hätte er mit seinem Rohrstocke den verblüfften Kanzler geprügelt. Die kluge Königin — Catharina führte später diesen Beinamen — nahm listiger Weise den Kanzler in Schutz gegen des Königs Zorn. Sie wußte von Nichts, sie that, als habe sie keine Ahnung von dem Ungewitter, das über ihrem Haupte geschwebt — das rührte den König. „Ah, Du weißt nicht, wie wenig Ursach' Du hast, diesem Patron das Wort zu reden!“ sagte der König, sie an seine Brust drückend, und damit war die Gefahr vorüber. Vielleicht wäre

sie noch einmal heraufbeschworen worden, aber eine gewaltigere Macht griff in das Leben des Schrecklichen. Am 28. Januar 1547 verschied König Heinrich. Alles athmete auf. In den letzten Stunden seines Lebens packte ihn die Neue. Bischof Grammer empfing seinen letzten Händedruck, eine stumme Beteuerung, daß er im christlichen Glauben sterbe.

Die Lust an der Gewalt, die eiserne Strenge des Königs hatten sich auf seine Nachkommen vererbt. Selbstamer Weise auf die weiblichen. Der Sohn Eduard — von Heinrich und der Seymour — war milde und menschlich gesinnt, ein gütiger Nachfolger des harten Vaters. Trotz seiner Jugend, zeigte er sich in der Kraft eines Mannes; Talente jeder Art waren ihm verliehen. Zum Unglück für England starb der hoffnungsvolle Eduard nach kurzer Regierung. Seine Verfügungen waren zu Gunsten einer siebenzehnjährigen Prinzessin geschieden, Eduard hatte der Jane Gray, der Enkelin Maria's von Suffolk, die Krone von England als verhängnisvolles Erbe hinterlassen. Jane Gray war über diese Erhebung tief bestürzt. Ihr bescheidener Sinn schreckte zurück vor der Würde; sie schob die Krone von sich, sie wollte nicht glänzen und fühlte, daß ein Gewaltact sie auf den Thron geführt hatte. Es war in der That eine Willkür des jungen Eduard, als er Jane zur Königin ernannte. Gesellich kam die Krone zunächst an Maria, Tochter Heinrich's und der Arragonierin, sie ging dann an Elisabeth, Tochter Heinrich's und der Bolens, über, nach ihnen konnte Maria Stuart ihre Ansprüche erheben — erst zuletzt durfte Jane Gray ihr schönes Haupt mit dem königlichen Schmucke zieren.

Jane Gray verabscheute den Ehrgeiz. In ländlicher Zurückgezogenheit lebte sie an der Seite ihres Gatten, des Lords Guilford, entfernt von dem Getriebe der Welt und den Intriguen des Hofes, mit der Pflege der Wissenschaften und Künste beschäftigt. Aber der Stolz ihres Schwiegervaters, des Herzogs von Northumberland, riß die Prinzessin aus ihrer glücklichen Einsamkeit in das ihr feindliche Leben.

Sie ward unter Thränen mit dem königlichen Mantel und dem Diadem geschmückt; von den Vorstellungen ihres Vaters, des Herzogs von Suffolk, und ihres Schwiegervaters mühsam aufrecht erhalten, zog sie in London ein.

Der Empfang, der ihr zu Theil ward, schlug vollends die weich gestimmte Königin nieder. Das Volk verhielt sich in tiefem Schweigen. Es fühlte wie die Königin selbst, daß ein unrechtmäßiger Besitz in die Hand der Jane Gray kam.

Maria, die Tochter des achten Heinrich, war auf dem Wege nach London. Sie folgte dahin einer Einladung Northumberland's und sollte bei ihrer Ankunft ergriffen und in den Tower gesetzt werden. Arundel warnte sie, als sie noch eine Meile von London entfernt war — sie floh nach Kenning Hall. Von hier aus erließ sie Proteste, rief den Adel, die Stände auf, war unermüdetlich in ihren Kämpfen für das ihr zustehende Recht und ward endlich als Königin ausgerufen.

Jane Gray ist erfreut über diese Wendung, sie legt die Krone sofort nieder, sie will wieder zurück in ihre glückliche Einsamkeit; aber die, welche jetzt Gewalt ausüben kann, ist eine Tochter Heinrich's VIII., sie wird nicht ohne Grund dereinst die blutige Maria genannt werden, die weiblichen Nachkommen des Königs kennen kein Erbarmen.

Jane Gray und ihr junger Gemahl sind bereits im Tower, als Maria in London erscheint; dort empfangen sie das Todesurtheil. Eifrige Priester bemühen sich, die junge Prinzessin zur Aenderung ihres Glaubens zu bewegen, Maria möchte so gern die Seele retten! — Vergebens. Dieses junge, unglückliche Weib bleibt standhaft in ihrem Glauben und dieser stärkt die zarte Jane dergestalt, daß sie Kraft besitzt, Ungeheuerliches durchzuführen zu können. Sie vermag es, dem geliebten Gatten das letzte Lebenswohl zu weigern, sie will ihn nicht mehr in ihre Arme schließen, weil dieser Abschied Beide weich und zaghaft machen könnte. Noch mehr. Von dem Fenster ihres Kerkers aus sieht sie auf das Blutgerüst, welches im Hofe des Towers errichtet worden; ihren Gemahl führt man hinauf, Jane wankt nicht, sie ist Zeugin der Execution, und als diese vorüber, schießt sie sich festen Schrittes und mit ruhigem Blicke an, den letzten Gang zu thun. Als sie die Stufen zum Schaffot hinaufsteigt, wird ihr der enthauptete Leichnam ihres Gatten entgegengetragen; leise streift ihre Hand über das Antlitz des Gerichteten, dann eilt sie, an den Bloß zu kommen. Noch einige Worte an die Umstehenden; Jane Gray kniet nieder — der Henker verrichtet sein Werk.

Auf Maria folgte ihre Schwester Elisabeth. Sie gilt mit Recht als ein Prototyp weiblicher Kraft und Hohen auf dem Throne. Die Erfolge, welche sie nach allen Seiten hin errang, waren großartige und glänzende. Sie hat den Namen der „Großen Königin Elisabeth“ davongetragen. Ein zweiter Beiname: „die Jungfräuliche“, ward ihr zu Theil, denn die Monarchin verweigerte den Werbern um ihre Hand diese hartnäckig. Die Feinde, ohne sowol als geheime, suchten Spott auf solche Beharrlichkeit, auf die angebliche Mäherfeindin zu häufen. Man gestand der Tochter Heinrich's VIII. nicht das Recht, sich von den Hofpoeten als eine Diana feiern zu lassen und rief ihr in jeden Satiren die Namen eines Leicester, Arundel, später des Essex entgegen.

Aber die Bedeutung dieser mächtigen Frau konnte keiner ihrer Neider in Schatten stellen. Groß in ihren Unternehmungen und glücklich in deren Durchführung, konnte sie sogar als absolute Gebieterin ihrem Volke gegenüberreten und dessen Freiheiten schmälern. Ihr Despotismus war weniger verhaßt, als der so eigenmächtige ihres Vaters. Wie sie es verstand, die Künste zu heben, Wissenschaft und Handel gleichmäßig zu fördern, so wußte sie durch mannigfache Beispiele von Großmuth, Edelsinn und Leutseligkeit die Höchsten und die Geringsten der Nation für sich zu gewinnen.

Freilich waren all diese Züge nur Lichtstreifen vergleichbar, welche zu gewissen Zeiten die starre Hülle durchbrachen, die das Schicksal um den Charakter der Königin, um deren gute Eigenschaften gelegt hatte. Elisabeth war bei aller ursprünglichen Großmuth zur Härte, selbst zur Grausamkeit geneigt. Es war das Erbtheil ihres Vaters.

Das Jahr 1559 führte Elisabeth auf den Thron von England. Sie war nach Maria's Tode ohne jeden Widerspruch zur Königin ausgerufen worden. Von nun an trat sie mit all der Würde und Sicherheit auf, welche ein mühevolltes Ringen, harter Kampf um das Dasein den außerordentlichen Menschen verleihen.

Die mächtige Königin war, wie so manche großartige Er-

scheinung, eine Doppelnatur. Männlich, ohne Wanken ihre Entwürfe ausführend, ja in vielen Dingen erhaben und groß dastehend, krankte Elisabeth in ihrem Privatleben an den Kleinlichkeiten, oft erbärmlichen Launen. Sie war empfänglich für jede Schmeichelei, welche man ihrer äußeren Erscheinung zollte. In ihrem Außenleben die Eigenschaften eines großen Fürsten zeigend, war sie im Kreise ihrer Vertrauten ein eitles, gefallsüchtiges Weib.

Während Europa sie bewunderte und ihr Volk sie segnete, sahen ihre Höflinge, Minister, selbst ihre Günstlinge nur die launenhafte Frau, die eifersüchtig den gesellschaftlichen Ruhm jeder Anderen ihres Geschlechtes verfolgte, durch ihre persönliche Erscheinung alle Herzen gewinnen wollte und sogar, neidisch auf den Reiz, den eine geschmack- oder prunkvolle Toilette auszuüben vermochte, noch in ihrem Alter sich kokett und auffällig kleidete.

Und wenn der Spott sich der „Jungfräulichen“ nahte, wenn sich leiser oder lauter die Verleumdung geltend machen wollte, dann hielt die Königin die Devise des alten Ordens gleich einem Talisman vor sich: „Hony soit qui mal y pense.“ — Aber selten, sehr selten kam sie in diese Lage. Die Schmeichelei der Königin gegenüber war schon Gewohnheit, selbstverständlich geworden. Sie war die „Nymphen im blonden Haar“, die „Venus“, „Diana“ und zu gleicher Zeit wurde sie Alexander und Orpheus genannt.

War es nicht diese persönliche Eitelkeit, welche sie zur maßlosen Härte gegen Diejenige bewog, welche als ein Schatten in ihr Leben trat? Gewiß, es war so. Die Siege, deren Maria Stuart sich auf dem Felde der Galanterie rühmen durfte, trugen mindestens ebenso viel dazu bei, den Haß der Königin gegen die Unglückliche zu steigern, wie es deren politische Fehler vermocht hatten.

Maria Stuart gehört zu den interessantesten Erscheinungen auf der Bühne der Geschichte. Ihr trauriges Schicksal hat um die schottische Königin eine Art von Heiligenschein gewoben, durch dessen goldige Strahlen hindurch das Leben und Handeln Maria's betrachtet wird. Vielleicht den bedeutendsten Antheil an ihrer Glorifizierung hat der größte Dichter unserer Nation, unser Schiller. Die Geschichte ist unbarmherziger. Sie kennt freilich auch das schöne, lebenswürdige Weib, welches nach glücklichen Tagen, aus Frankreich kommend, in Schottland an die Spitze des Volkes trat, schon bei der Ueberfahrt dahin von Elisabeth verfolgt. Sie kennt aber auch die leichtfertige Stuart, die Gattin Darnley's, welche den Sänger David Rizzio, dann den Grafen Bothwell mit ihrer Gunst beehrte und vor dem empörten Volke, das sie beschuldigte, den König, ihren Gemahl, ermordet zu haben, nach England entflohen, um Schutz bei Elisabeth zu suchen.

Unzertrennlich von einander sind die Namen Elisabeth und Maria Stuart. Wie Freunde, innig mit einander verbundene Gestalten, durch die Welt, das Leben und die Geschichte schreiten, so sind diese beiden erbitterten Feindinnen, stets einander gegenüberstehend, Diosturen des Hasses, bis die Eine von ihnen, in den Rachen des Todes geföhrt, verschwindet.

Die stüchtige Stuart — bei Elisabeth. Ach, die Königin von England mußte nicht die Tochter des unerbittlichen Heinrich gewesen sein, hätte sie die Feindin so leicht wieder aus ihren Händen gelassen. Elisabeth's Größe, ihre erhabene Stimmung traten jetzt ganz zurück. Sie war von dem Augenblicke an, wo Maria in ihre Gewalt gereth, so weit es die Sache dieser Königin betraf, nicht mehr das ausgezeichnete, trotz ihrer menschlichen Schwächen immerhin bewundernswürthe Weib — sie war die Tochter ihres geföhrteten Vaters. Kleinliche und boshafte List ward angewendet, die gefangene Maria in ein verderbenbringendes Netz von Intriguen zu verwickeln. Wie Heinrich, fand auch Elisabeth feile und willige Richter, wie er beobachtete seine Tochter keine Vorschriften des Gesetzes, wie er schlug sie den Weg der Bestechung von Zeugen ein, und wie er es oftmals gethan, unterzeichnete auch Elisabeth mit verstelltem Schmerze, unter heuchlerischen Thränen das Urtheil, welches Maria Stuart am 18. Februar 1587 zu Fotheringhay ihr Haupt auf den Richtbloß legen ließ, der in einem Saale dieses Schlosses errichtet war. Wie alle Frauen, welche Heinrich und seine Nachkommen dem Henter überlieferten, starb auch Maria mit dem Heldenmuth, der ihr Bewunderer, Verehrer erwerben mußte. Sie war nie schöner und größer gewesen, als in dem Augenblicke, wo sie sich betend vor dem Bloße niederwarf und die Hostie nahm, welche der Papst ihr gesendet hatte. Es ging die Sage, der abgeschlagene Kopf habe ein Wort gerufen, und das Antlitz sei zu heiterem Lächeln verzogen gewesen. Elisabeth vernahm die Nachricht von dem Tode der Feindin wieder mit thränengefüllten Augen — sie glaubte aber in Aller Blicken zu lesen, daß man sie der Rachlust zeihe, der kleinlichen Wuth, die sich an einem armen Menschenleben austoben mußte. Die Königin ward finstret und mürrischer, je näher ihr das Alter kam. Sie machte die schlimmen Erfahrungen, welche Alle zu machen haben, die von der Schmeichelei zu viel einjogen, sie sah ihre vorgeblichen Verehrer mit der Abnahme ihrer körperlichen Kraft schwinden. Sie gingen allmählig an den Hof Jakob's VI., den die Königin zum Nachfolger bestimmt hatte — es war der Sohn der hingerichteten Feindin, Maria's und Darnley's Sohn, der einst als Jakob der Erste den Thron von England bestiegen sollte. Der letzte, furchtbarste Schlag, der Elisabeth traf, war die Untreue, der Verrath des geliebten Essex — die alte Königin! Sie vermochte nicht, den Treulojen zu strafen, sie hätte ihn gern frei gegeben, aber er beschwor sich mit den Feinden des Reiches — die Herrscherin überwand die Gomerin, Essex' Haupt fiel am 25. Februar 1601, aber der tödtliche Streich hatte auch Elisabeth's Leben gestreift. Sie versank in Schwermuth, ihr Dasein war nur noch dem Kummer als Bente dahingegeben, der Tod erlöste sie am 24. März 1603.

Wir haben von dem letzten der uns vorliegenden Bilder zu sprechen. Das gutmüthige Antlitz, die fast behäbigen Züge gehören der Königin Anna von Dänemark, einer Tochter Friedrich's II., an. Der Sohn der Maria Stuart, Jakob I., freite um die Prinzessin. Er war einer derjenigen Fürsten, welche noch vor dem Falle ihres Stammes aus dem Leben gehen. Anna von Dänemark war bestimmt, zwei Kinder ihrem Gemahl zu schenken, deren Schicksal so traurig sich gestaltete, wie später das der ganzen Familie Stuart. Nach dem Tode des ersten Sohnes, Heinrich, gebar Anna eine Tochter, Elisabeth. Sie ward Gemahlin des unglücklichen Friedrich's von der Pfalz, der keinen andern Ruhm hat als den: den dreißig-

jährigen Krieg in Deutschland begonnen zu haben, um kurz darauf unter dem Spottnamen: „der Winterkönig“ als machtloser Präsident von der Bühne abzutreten.

Der dritte Sprößling war Carl — der Kronprinz von England. Er erhielt den Thron und stieg von ihm herab, um das Schaffot zu betreten, welches Oliver Cromwell ihm vor Whitehall errichtet hatte. Seine Vorfahren waren an die Bekanntschaft mit dem Nachrichten gewöhnt. Es geht ein rother Faden durch die Geschichte der Stuarts, er zieht sich bis zu Carl dem Ersten, den sein Volk richten ließ, streng und unerbittlich, wie sein furchtbarer Ahne gerichtet hatte.

Eine Toiletten-Ausstellung.

Vor einem reichen und gewählten Publicum fand in den glänzenden Räumen des Alexandra-Palastes in London die Eröffnung der ersten großen Ausstellung von Damentoiletten statt. Waren es auch Damen der Unionsstaaten, die sich durch die im Februar d. J. veranstaltete „continentale Toiletten-Ausstellung“ in Mount Vernon das Verdienst erworben, der demonstrierenden Richtung der Zeit dieses dankbarste aller Ausstellungsterains gewonnen zu haben, so gebührt den Unternehmern obiger Ausstellung immerhin Anerkennung, die amerikanische Idee so reich ergriffen und mit so viel Geschmack und Erfolg inscenirt zu haben.

Während die eben erwähnte continentale Ausstellung zu Mount Vernon sich von künstlerischen Zwecken hatte leiten lassen und in erster Linie auf dem Befreien basirte, dem Publicum so zu sagen historisch geordnete Bilder aus der Geschichte des Frauen-Costüms vergangener Jahrhunderte vorzuführen, wandte sich die Londoner Ausstellung mit der ganzen Sicherheit eines gesunden, geschmackvollen Realismus ausschließlich der Mode des Augenblicks zu und beschränkte sich auf Veranschaulichung der Frühlingsmodelle und der Mode des kommenden Sommers, zu deren verführerischem Reize die elegante Welt Londons wallfahrte wie ins gelobte Land, und die in seinen bemerkenswerthen Erscheinungen auch das Interesse unserer Damen in Anspruch nehmen dürfte.

Rechts von dem Haupteingang des großen Concertsaales erhob sich zunächst ein weites Balcon, dessen weiße Mouslinetdraperien von matten Widenranken gehalten waren. Wir standen vor dem Rayon der „Promenade 1876“.

Teilweise auf lebensgroßen Wachsmobellen, meist jedoch auf Drahtständern zur Geltung ihres Einbruchs kommend, zerfielen die Toiletten dieses Rayons in zwei Unterabtheilungen: in die Costüme, in denen die Lady die Promenade „im Gig“ macht, die „carriage-dresses“, und in die Bronnaden-Toiletten „zu Fuß“, denen man zur Mittagstunde in Pall Mall, Piccadilly, in James' und Oxford-Street begegnet.

Unter den „carriage-dresses“ waren es zwei Exemplare, die vorzugsweise einer Copie empfehlenswerth erschienen. Das eine war von leichtem knicker-bocker in der Farbe von hellem Setaun. Die, vorn an die Rückleiste reichende, hinten fast ganz glatte Polonaise hatte eine Borstere von Straußfedern in ihrem matten, natürlichen Colorit zur Garnitur; hier und da fiel zwanglos eine herab und kränzelte sich hell über dem tangfarbenen Grund und die matten, silbernen Knöpfe, die hier und dort verstreut waren. Der rind-Gut trug die Farbe und die Federn der Toilette. — Nicht neben diesem Costüm hing ein leichter Umhang von cremefarbenem Alpaca — der unvermeidliche Staubmantel, die, wenn auch nie benutzte Hervollständigung des carriage-dress.

Die zweite dieser Equipagen-Toiletten war, unserer Meinung nach, zu sehr nach Effect haschend. Der Geschmack unserer Leserinnen wird jedenfalls in der Lage sein, das zu Bronnadirte dieser Toilette davon abzulösen, um sie zu der berechtigten Geltung zu bringen. Es war ein schwarzammettes Schleppegenand à la cuirasse mit langer Tunita. Rücken der Taille und Tunita mit Seralfiderei in einer hellbraunen Schattirung bedekt; um den Nacken geschlungen und lose über der Brust zu einem Knoten gefestigt ein cremefarbenes Mantentuch. Der Hut von der Farbe der Stiderei. Bei einiger Vereinfachung der im Modell garabgu übertrieben zu nennenden, Stiderei-Garnitur ein außerordentlich w. lungsvolles Costüm, das mancher Blünnete prächtig zu Gesicht fände.

Unter den Bronnaden-Toiletten „zu Fuß“ bemerkten wir als ganz besonders gewählt zwei Penbants in hellgrauer und brauner Seide. Als einzige Garnitur Schnüre und Quasten derselben Niance und ein wahres Wunderwerk der Passeneterie in gepflüpften und daisy-Franzen um Rod und Tunita. Die Franze schwingt überhaupt den Scepter des Tages — sie allein macht die Toilette im Augenblick dinstiguit, und der Variationen, in denen sie zur Erscheinung tritt, werden mit jedem Tage mehr. Beide Anzüge boten in ihrer Einfachheit und ihrer gewählten Composition einen harmonischen Eindruck.

Nicht daneben war eine Toilette in zwei Schattirungen von dem zartesten Rauchblau gehalten, die eine Niance in Rod und Taille, die andere in der, einen Ton tiefer gewählten, Stiderei von Vernetz und Tunita vertretten.

„Jane Gray“ war ein braunselbnes Costüm von einer seltenen Grazie des Geschmacks. In einem reich mit Franzen garnirten Mode gehörte ein cremefarbener manteletartiger Umhang, dessen schärpenartige Enden zur Tunita arrangirt waren. Die einzige Garnitur dieses kleinen Umhanges war eine aus feiner feidner Mundschur und schmalem point-lace-Band gebildete Crème-Spitze, die eine matte Blende einastete, welche rings um das Mantelteil lag. — Die zarte, aber absolute Despotie der Crème-Mode wurde nächst „Jane Gray“ noch durch „Danischoff“ vertreten. Polonaise à la princesse, schlicht faconirt; der Rod glatt. Die meisten dieser Toiletten hatten Schmitrallen. Auffallend erschien „Princess of Wales“, ein Costüm von myrtengrüner Seide, dessen Taille und Tunita reich mit dreier, cremefarbener Kante besetzt war, während den Rücken entlang Crèmeknöpfe hinunterließen, welche, dicht neben einander gereiht, auf eine breite Falte gefest waren. Der Rod war nahezu vollständig bedekt von breit gemaschter Franze, in jener angehaudten matten Farbe der Saison.

Der „Promenade 1876“ zunächst lag das Rayon der Gesellschaftstoilette dieses Jahres. Sie theilte sich in die Diner- und die Balltoilette. Aber wer beschreibe dies Chaos von Kantenprakt und Farbenarttheit, diese Menge von Erscheinungen hier mit hoher Taille, dort mit vieredigem oder herzförmigen oder rundem Ausschnitt — kein anderes Rayon war so reichhaltig beschrift worden wie dies.

Unter den Dinettoiletten erschienen uns die hervorragendsten eine strohfarbige damassé-Mode, crème und schwarz besetzt mit langer, von Spitze garnirter Schleppe, und sacon Albani. Ein princess gemacht, war das zarte Hellblau natürlich ebenfalls nur in Crème garnirt und zwar à la Théran. Der sinnige Geschmack, mit welchem hier und da noch einzelne kokette Bandschleifen angebracht waren, machten speciell diese Toilette zu einer ganz besonders jugendlich und grazios erscheinenden; sie wurde fast allgemein für eine der bedeutendsten der ganzen Ausstellung angesehen.

Auch unter den Balltoiletten fanden sich eine Menge glänzender Compositionen; ganz besonders fiel eine dunkelblaue Atlasrobe ins Auge, über und über mit in Crèmefarbe ausgeführter Stiderei bedekt, während Taille und Tunita auf cremefarbenem Grunde dieselbe Stiderei in Blau trugen. In einfacherem Stile waren die Toiletten für junge Mädchen gehalten. Von ganz entzückender Poesie war ein von silbernen Schmetrertingen durchwirtes weißes Tüllcostüm. Auf der Seite saßen kleine Sträuße weißen Haidekrautes grazios gezeugene Puffen zusammen — ein silberner Vorstoß vollendete das Ganze.

Aus dem nun folgenden Rayon der „Brauttoiletten“ hätten wir drei hervorzuheben. Eine weiße Seidenrobe mit silberschimmernder Moosfranze und verkreuten Drangeweigen garnirt — eine andere in Crèmefarbe, mit der Garnitur von Kantenpuß in Weiß und Crème, und eine dritte: Crème-fante über weisem Atlas. Arrangements in Drangeblüthen, bei beiden die vollständige Toilette umfassend; noch auf dem Schleppeisaum lagen einzelne Blüten, als hätte sie ein Lustzug dorthin getragen, oder hier und da ein kleiner Zweig, wie achttos abgestreift.

Eine Unterabtheilung dieses Rayons, das übrigens recht reich beschrift worden war, bildeten die Toiletten für Brautjungfern. Am meisten waren darin licht- und seelblaue Seide vertreten — fast ausnahmslos mit Crème-schleppe. Der Ueberwurf von ganz eigenthümlich apertem Schnitt, erinnerte uns unwillkürlich an die senorita-Jacke. Die Taille war, überschlagartig, mit einer Composition von Knöpfen und Mundschur-Phantasten in Crème garnirt. In dieser Abtheilung war eigentlich die wenigste Abwechslung anzutreffen.

Reichhaltig, fast bis zur Ausdehnung des Bronnaden-Rayons, war dagegen die Abtheilung der „Morgentoiletten und Negligés“. Hier kamen, bis auf einige Costüms von weisem oder cremefarbenem Kaschmir, in erster Linie nur Wachsstoffe zur Geltung. Eine kaum übersehbare Abwechslung in Percals, Zephyrs und gemusterten Vatisten, in haosartigem, anmuthigen Durcheinander, Negligés mit Schleppe und hübsche Toiletten, Blüsegarnituren von denselben, aber immer und immer wieder Crèmestoff, schlichte Vatistidereien als Besatz, die Falte à la Watteau, große, oft in anderer Schattirung ausgelegte Taschen — das war so der Totalindruck dieses Rayons, dessen Erscheinungen für das Bouboir bestimmt sind, und mit durchweg bemerkenswerther Einfachheit häufig eine recht kokette Grazie verbänden.

Die sich dieser kleinen Specialausstellung demnächst anschließende Abtheilung war diejenige für „Kindergarderoben“ resp. für Costüme von jungen

Mädchen im Alter von fünf bis zehn Jahren. Ein Fischerinnen-Costüm für das Alter von sieben Jahren, von einfach blauer Serge mit rothem Vorstoß und sich daran schließenden weissen Languetten garnirt, machte einen hervorstechend geschmackvollen Eindruck. Die Handschleier, größtentheils auch mit Blau- und lavense-tuniquen gemacht wie das erwähnte Costüm, waren fast all (dunkel gehalten und zeichneten sich durch Einfachheit der Garnituren aus. Den Schluß der Ausstellung bildete eine Auswahl von „Marine- und Bootcostümen“. Sämmtlich von ausgeprochenem gewähltem Geschmack und praktischem Schnitt, berechtigten einige von ihnen zu ganz besonderem Interesse. Da war zunächst ein dunkelblaues Sergelleid, der letzten Mode entlehnt. Die einzige Garnitur, mit welcher Mod sowohl wie Tunika ausgestattet waren, bestand in einem schmalen Vorstoß von Wasserblau und einer darüber befindlichen breiteren Blende derselben Farbe. Die Knopflöcher waren mit wasserblauer Borste eingefäht und die Tunika endete in jener schräg fallenden Manier, welche die Mode im Augenblick so bevorzugt. Ein weißes, leinenes, für den Nacken bestimmtes Costüm, mit Blüsentaille, breitem Seemannstragen und lavense tunique, war mit breitem blau und weiß gestreiften Leinenband und blauem Vorstoß garnirt. Ein weißes Sergelleid mit schwarzem Vorstoß, sowie ein cremefarbenes in Jephyre mit rehraubraunem Vorstoß, letzteres durch Erbkett als „Seebadetoulette“ bezeichnet, fanden nicht minder berechtigten Beifall.

Neben auch die Namen der Aussteller, die dieses eben so reiche als für die Damenwelt der englischen Metropole so interessante Ensemble inszenirten, an dieser Stelle kaum einen Zweck, so kann ihnen doch jene Anerkennung nicht verweigert werden, auch in andern Ländern eine Idee angeregt zu haben, deren sich die Speculation wol überall mit geschicktem Erfolge bemächtigen könnte und die das Interesse der Damenwelt wohl ausnahmslos befähigt. Hinzuzufügen sei nur noch, daß die Jury der Ausstellungskommission im Alexandria-Palast außer zwölf Preisen eine besondere Prämie für die durch eine Commission Sachverständiger (Damen und Herren) festgestellten bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Damentoulette ausgehört hat.

Unsere Illustrationen.

Im Canton Uri. Eine gemalte Idylle sehen wir vor uns, die Idylle stillen Friedens in der Häuslichkeit und süßen Familienglücks. Am offenen Fenster der laubumrankten Hütte sitzt die junge Mutter, den kleinsten Knaben im Schoß, der schon liebevoll aufgemuntert ist, dem armen Fremdling das blühende Gelbfeld in den hingehaltenen Hut zu legen. Reizend gedacht ist das ältere Schwesterchen mit seinem ersten Dreinschauen, ob der kleine Bruder denn auch das schwere Kunststück fertig bringen wird? — Conrad Grob ist ein prädestinirter Kindermalers. Glänzende Beweise dieses seines speciellen Talentes sind auch die Schulfestnaben im Vordergrund unseres Bildes — frische, prächtige Gestalten, voll feinsten Nüancen im Ausdruck des Ansehens und Anstehens der geheimnißreichen, räthselhaften Drehorgelmusik — nicht minder die kleine, wilde Straßendirne mit dem geflickten Kleidchen. Der Künstler bot uns gleichzeitig ein Stimmungsbild, das durch seine Gegenläufige wirkt: zu den auf ihrer Scholle Erde Glücklichen tritt der Heimathlose, der die Welt durcheinander Spielmann. Aus einem Dorfe, tief versteckt in den Bergen Savoyens, zog er in die weite Welt hinaus und machte Station in dem — gegen die dürftigen Hütten seiner Heimath — gewiß stattlichen und behäbigen Schweizersteden. Im Contrast der beiden so verschiedenen Daseinsverhältnisse klingt die große sociale Dissonanz an unser Ohr, aber sie löst sich harmonisch auf in dem Werte der Menschenfreundlichkeit und Mildthätigkeit, das die reine, schuldblose Kinderhand an dem armen Fremdling übt.

Wir sind sicher, daß unser Bild sich zahlreiche Freunde erwerben wird. Es bietet eine Illustrationsprobe aus dem im Verlage der rühmlichst bekannten Stuttgarter Firma F. Engelhorn erscheinenden Prachtwerke „Das Schweizerland, eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, in Schilderungen von Woldemar Kaden“, mit vielen Bildern in Ton- und zahlreichen Text-Illustrationen in Holzschnitt. Das Ganze wird aus 24 Lieferungen bestehen, deren bisher vier zur Versendung kamen. Die Schöpfer der Bilder tragen Namen von erstem Rang: Alexander und Arthur Calame, C. Häberlin, A. Kändler, A. Leu, Franz und Paul Meyerheim, W. Riefstahl, W. Schröbter, Benjamin Sauter u. A. Specieell auch Conrad Grob ist noch mit mehreren seiner lieblichen Genrescenen vertreten, und durch den ungemein feinsten, lebendigen und schwingvollen Text wird Woldemar Kaden seinen mit den „Wandertagen in Italien“ und dem mit Esteler und Paulus in Gemeinschaft edirten Prachtwerk: „Italien“ schnell gewonnenen Ruf als Land- und Leute-Schilderer noch bedeutend steigern. Wer Gelegenheit gehabt, die Schweiz zu bereisen, dem wird Kaden's Werk eine anmuthige Erinnerung dieser Reise werden und in jedem Salon ein bewundertes Schaubild bilden.

Im Coupé III. Classe. Culturmission! Verdrüßlicher der Menschen! Ob diese Stichworte schwärmerischer Philantropen und phantastischer Socialisten wol je an unseres Bäuerleins Ohr geklungen, ob nicht vielmehr das häufig gehörte Dogma von dem persönlichen „Gott sei bei uns“ sich ihm mit entgegenwärtiger Realität offenbart, als der Wolltopf sich in sein Coupé schiebt und mit rücksichtsloser Ungenirttheit es sich an seiner Seite bequem macht? — Angstvoll-lauernden Blicks verfolgt er jede Bewegung des unheimlichen Nachbarn, auf alle Fälle sich rüstend, die süße Unschuld seines

Erstlings vor satanischen Verlockungen zu retten. Der farbige Gentleman scheint keine Ahnung davon zu haben, daß der Coupé-Genosse ihn mit Grausen betrachtet und sein Stiefelpugendes Dasein mit bösem Geist der Apokalypse in Verbindung bringt. Was das Bäuerlein einigermaßen beruhigt, ist, daß „der Schwarze“ in seiner Bedienten-Arroganz ihn völlig ignorirt und daß dessen Cigarre ihn im Zweifel darüber läßt, ob sie aus dem höllischen Schwefelpfuhle, oder aus der deutschen Havannah, der tabakgelegneten Pfalz, herstamme. Bei alledem erachtet er es für sicherer, an der nächsten Haltestelle sich und seinen Kartoffel-genährten Cupido dem Gesichtskreise des „Schwarzen“ gänzlich zu entziehen.

Auflösung des Räthfels Seite 179.

„Meineid“.

Vierfüßige Charade.

Von H. Loewike.

Die beiden ersten scheuchen Scherz und Freuden, Sie künden tiefen Schmerz und Herzensweh. Zum Schutze dienen dir die letzten beiden Vor bösem Wetter, Regen, Sturm und Schnee. Das Ganze aber eilt mit leichten Schwingen, Um Gruß und Kuß von Wuch zu Wuch zu bringen.

Plandereien.

Die Weimarsche Bühne, von jeher benäht, die Tradition jener großen Zeit, in welcher Goethe und Schiller vereint wirkten, lebendig zu erhalten, hat im Mai eine höchst würdige und nach allen Richtungen hin bedeutende Feier begangen. Hundert Jahre waren vergangen, seit Goethe von seinem Freunde Herzog Karl August berufen ward, an seiner Seite zu leben und Unsterbliches zu schaffen. Und um den Nachkommen jenen merkwürdigen Moment ins Gedächtnis zu rufen, veranstaltete der kunstsinigste Intendant des Weimarschen Theaters, Freiherr von Loen, eine Aufführung wie bisher noch nie eine stattgefunden hat. Zum ersten Male sind die beiden Theile von Goethe's Faust als ein zusammenhängendes Ganzes an zwei Abenden nacheinander aufgeführt worden, „als Mysterium.“ Mit diesem Namen bezeichnete man im Mittelalter die Darstellungen aus der heiligen Geschichte, welche in den Kirchen, oft auf der Straße auf wandelnden Gerüsten, die von einem Plage zum andern gefahren wurden, stattfanden, und die Ursprünge des deutschen Dramas bildeten. Bei diesen Mysterien war das Gerüst in drei Theile getheilt; das oberste war für die Vorgänge im Himmel bestimmt, das mittlere für die irdischen, der unterste Raum bedeutete die Hölle. Die Weimarsche Bühne war an jenen Abenden immer (mit Ausnahme sehr weniger Scenen) in dieser Weise getheilt, nur daß die einzelnen Theile nicht direct übereinander lagen, sondern terrassenartig vom Hintergrunde nach vorn herabstiegen und auch durch Treppen miteinander verbunden waren. Diese Anordnung erwies sich als ein außerordentlich glücklicher Gedanke. Gleich der „Prolog im Himmel“ übte erregende Wirkung. Im Hintergrunde auf dem obersten Plane schwebte eine Wolke, welche die „Anwesenheit des Herrn“ andeutete; unter ihr standen die Erzengel, dann weiter hinab die himmlischen Heerschaaren. Der vorderste unterste Raum war leer; im Hintergrunde gähnte der Höllenrauch. Aus ihm trat (nach dem Gesange der Engel) Mephisto, bestieg die untersten Stufen der Treppe rechts, und begann, geküßtes Hauptes, sein Gespräch mit dem Erzengel, der in der Weimarer Aufführung die Stelle des Herrn vertrat. Ebenso glücklich als bei dieser heiligen Scene erwies sich die Anordnung der Bühne in der profanen, „vor dem Thore“, wo am Donnerstage die Spaziergänger in den verschiedenartigsten Gruppen von allen Seiten herankrönten. Auch im zweiten Theile, in den Scenen am Hofe, in der Beschönigung der Helena und endlich in der Verklärung Faust's, als die Himmelsmutter dem guten Gretchen die Gnade gewährt, sich mit dem Geliebten wieder zu vereinen, wurden durch die Dreitheilung ganz ungeahnte Wirkungen hervorgerufen. Zu dem Drama hat der großherzogliche Kapellmeister Lassen eine sehr interessante Musik componirt, die theils als Gesang selbständig sich entfaltet, sehr oft nur melodramatisch als summenartige Begleitung zu vernehmen war und an vielen Stellen die Wirkung erhöhte. Die Darstellung war eine ausgezeichnete. Das größte Verdienst hat sich Herr Devrient erworben, der mit der Rolle des Mephisto das schwere Amt des Regisseurs verband und Herr Brod — Faust. Die Aufnahme beim Publikum war eine begeisterte. Jede der beiden Vorstellungen dauerte sechs Stunden, aber nicht die mindeste Spannung gab sich kund, so wie auch die beiden erwähnten Künstler mit ganz ungewöhnlicher Kraft wirkten. Diese Faust-Vorstellungen haben eine so allgemeine Theilnahme erregt, daß von allen Theilen Deutschlands Bestellungen auf Plätze zu den Wiederholungen eingelaufen sind und daß deren noch viele stattfinden müßten, um allen

Wünschen zu genügen. Der kunstsinigste Intendant aber, Herr von Loen, hat sich den unvergänglichen Dank aller Kunstfreunde erworben durch die Anregung und herrliche Ausführung der großartigen Idee jener Faust-Aufführungen.

England ist und bleibt das Land der Ausstellungen. Keine Woche fast vergeht, daß nicht eine neue Species „Exhibitions“ auf die Tagesordnung käme. Jüngst erst waren im Londoner Crystalpalast 1500, sage fünf- zehnhundert Kanarienvögel, „ausgestellt“. Nun mag man sich eine Vorstellung von dem gewaltigen Choris machen, welchen das Zusammenwirken dieser Schaar unermüdlicher und sich gegenseitig überbietender kleiner Sänger bildete. Dabei welcher Anblick! Gleichsam ein wogendes Meer in Gelb, von der Ferne gesehen, während in der Nähe die fast ungläubliche Verschiedenheit in Gestalt, Gefieder und charakteristischen Gepräge zum Studium reizte. Welche Variationen im Colorit, das vom schwächsten Blaugelb zum tiefsten Drangegelb, ja bis zum Röhlichen spielte! Sodann größte Abwechslung der „Coiffüre“: glatte Scheitel neben Lockenköpfen, Thurmfrisuren neben Köpfchen à la page. Endlich in den kleinen Physiognomien alle Temperature und alle Stimmungen sich offenbarend. Neben dem vor sich hinbrütenden Melancholiker polterte der erregte Cholericer, neben dem unthätigen Hypochonder trällerte und zwitscherte der leichtlebige Sanguiniker. Es war im Ganzen „ein Bild zum Malen“, wie man wol sagt, wenn sich dergleichen überhaupt malen ließe!



Wie jede andere Tracht hat auch die grande tenue der Neugeborenen, „die Taufoulette“, ihre Geschichte, aus der die nebenstehende Abbildung eine Periode illustriert. Ohne den notwendigen Commentar, wäre man freilich versucht, das mit reichen Stickereien und Spitzen kostbar hergestellte französische Taufcostüm aus der Zeit Louis XIII. für ein Anallbonon oder eine Attrape zu halten, zumal die nackten Füßchen nach den sanitären Anschauungen des 19. Jahrhunderts die Möglichkeit ausschließen, ein so zartes lebendes Wesen in der Hülse zu verumhüllen. — Andere Zeiten, andere Sitten! Ehemals kleideten sich die Mütter bequem und gewöhnlichen dagegen ihre Kinder frühzeitig an den Zwang, heute erscheinen die ersten in Etuis und betten die Babies zwanglos behaglich. Wahrscheinlich würden sich aber auch die Täuflinge der Gegenwart durch ohrzerreißenden Protest gegen eine derartige Emballage irren und ihrem Menschenrecht bei Zeiten Geltung zu verschaffen wissen.

„Der schwarze Schwan ist nicht mehr!“ melden amerikanische Blätter. In Philadelphia war es, wo im eigenen, durch ihre Kunst erworbenen Hause Miß Elisabeth Greenfield jüngst ihr Tage beschloß. Sie war im Sklavenstand geboren und mit einer Stimme von so wunderbarem Umfang begabt, daß es ihr — Dank auch einer außerordentlichen musikalischen und dramatischen Begabung — ganz gleich war, ob ihr in einer Oper die männliche Aufgabe des primo tenore oder die weibliche des hohen Sopran zufiel. Auch in England hat Elisabeth Greenfield, welche ein Alter von 68 Jahren erreichte und unvermählt blieb, früher öffentlich gesungen und die freudlichste Aufnahme gefunden.

Literatur und Kunst. Lord Byron. Eine Autobiographie. Von Eduard Engel. (Berlin, Stube'sche Buchhandlung.) Ein in mehrfacher Beziehung interessantes Buch. Zum ersten Male erhalten wir, auf Grund authentischen Materials von Tagebüchern und Briefen, eine lebenswarme und farbenreiche Autobiographie des nach Shakespeare größten britischen Dichters. Den zahlreichen Verehrerinnen Byron's wird das geschmackvoll ausgestattete Buch um so willkommener sein, als es mit der überaus anziehenden Prosa des Dichters bekannt macht und das Verhältniß zu seiner Gattin, sowie zur Gräfin Teresa Guiccioli in neuer Beleuchtung erscheinen läßt. Die verdienstvolle, literargeschichtlich werthvolle Arbeit des Herrn Engel empfiehlt sich besonderer Beachtung. — Das Mäthel der „Deutschen Jugend“ (Leipzig, A. Dürr) enthält wieder eine Reihe ansprechender und gefällig illustrirter Beiträge, u. A. die Fortsetzung des warm geschriebenen Lebensbildes der Mutter des deutschen Kaiserhauses von Werner-Hahn. — Von Meyer's trefflichen Reisebüchern ist „London, England und Schottland“, mit 11 Karten, 45 Plänen, 1 Panorama und 36 Ansichten (Leipzig, Bibliographisches Institut) in 3. gänzlich umgearbeiteter und vermehrter Auflage erschienen. Der Verfasser, C. G. Ravensberg, bewährt sich als praktischer und zuverlässiger Führer, sowohl bei den „Wanderungen durch London“, wozu ihn kein vieljähriger Aufenthalt in dieser größten Stadt der Welt besonders befähigt, als auch bei den Ausflügen durch England und Schottland, die durch eine in anderen deutschen Reisebüchern vermehrte Beschreibung der Städte Irlands und der Haupt- routen durch die „grüne Insel“ eine willkommene Bereicherung erfahren.

Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten **Fabrik von Ph. Suchard** in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. (1844) Auf die große Auswahl von Gebäckarten geeigneter Phantasschachteln M. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

1/2 Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** 1/2 Stunde von Frankfurt a. M. Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). Wegen der frischen Bergluft ist der Aufenthalt sehr empfehlenswerth für Nervenleidende. Mineral-, Sool- und Kiefernald-Bäder. Molkenkur. Vorzügliches Orchester, Theater, Réunions, Waldstae, Feuerwerke, Illuminationen. — Elegante Conversations- und Ballsäle, Lesezimmer, Café, Billards. Reizende Anlagen u. Park.

Ostseebad Heiligendamm. Bahnstation Rostock. Deutschlands ältestes Seebad. Klimatischer Kurort ersten Ranges. Offene See. Durch Hochwald gegen Winde gedeckt. Zweckmäßige Badeeinrichtungen. Doberaner Rennen, Taubenschüssen mit vollkommensten Einrichtungen. Militärmusik, Concerte, Réunions, Telegraph, Preise gegen das Vorjahr bis zu 20 Procent ermäßigt. Saison vom 1. Juni bis 30. September. Intendant: Kammerherr v. Suckow. Ständiger Badearzt: Medicinalrath Dr. Kortüm. Anmeldungen bei der Badeverwaltung von Heiligendamm bei Doberan in Mecklenburg. Heiligendamm, im Mai 1876.

Rückgratsverkrümmungen behandelt in seinem Institute 465 Prof. Dr. Ulrich in Bremen.

Blumen-Sprizen. 467 Gegen Einsendung von 2 M. 50 A. versende eine gute messingene Zimmerblumen-sprize. Fris Engel, Mechanikus, Erfurt.

Hartenstein'sche Leguminose wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angesehenen Zeitsschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381 und Gartenlaube 1875, Nr. 9, S. 153) als bestes Nahr- und Stärkungsmittel für alle Kranken und alle Reconvalescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, schwächlichen, Blutarmen und abzehrenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Ersatz der Muttermilch und Fleischnahrung auf's Angelegentlichste zu empfehlen. — Zu haben in allen größeren Städten Deutschlands und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depôts, sowie direct durch Hartenstein & Comp., Chemnitz i. S. Preis für Deutschland 1/2 Mark pr. Paquet. 382 Atteste der angesehensten medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1.

Fabrik und größtes Lager von **Reise-Effekten** und feinen Lederwaren. Empfiehlt sich den geübten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. 11

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange **Corsets für Panzerkassen, Jupons und Tournures** in reichster Auswahl und jedem Genre. 5

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft 445 G. Zehmeyer in Nürnberg.

Corsage Cuirasse, unerlässlich zu den neuen Cuirasse-Tailen, empfiehlt unter Garantie des guten Eigens, weiß oder grau, Prima à Stück 7 M. 50 A, franco gegen Postvorschuß. Nichtconventrendes wird jederzeit umgetauscht. 458 Julius Genel, vormals G. Fuhs in Breslau.

SHANTUNG Elegante Reisekleider. Chines. waschb., rein-seid., écurfarb. Bast-Roben (18 1/2 Meter = 28 Ellen enthaltend), pr. Robe 25 und 30 Mark, empfiehlt 464 H. LISSAUER, Kgl. Hofh., Berlin W., Jägerstr. 24. Master-Collection von Nouveautés von woll. und Waschstoffen nach ausserhalb franco.

Als besonders weich und mild für die Haut, sowie gegen das Ausschlagen derselben empfehle **Lohse's beliebte Liliennilch-Seife,** die wegen ihrer Reinheit und Feinheit alle Toilette-Seifen übertrifft, à Stück 75 A, 6 Stück 4 M., parfümirt in türk. Rosen à Stück 1 M. 75 A. und 2 M. 25 A., 3 Stück 4 M. 50 A. und 6 M.

LOHSE, Parfümeur, Hoflieferant Ihrer Majestät der Kaiserin. Erfinder des F. I. privilegirten Hautwassers „Eau de lys de Lohse.“ Berlin W., 46. Jägerstraße. Preis-courante sämmtlicher Parfümerien 444 franco und gratis.

Mineralseife. Patentirte Wasserglas-Composition. Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzügliche Waschmittel für Hauswäsche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen u., ohne Fajer oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Ein-sendung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im Bollverein franco 167 van Baerle & Spornagel, Berlin N.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. 44 Comp. Thymol- u. Salicylsäure-Mundwasser-Essenz; Waschwasser gegen Kopfschmerzen; Gurkenwaschwasser gegen Sommersprossen, Leberflecke, Kupferfarbe; wirklichen kölnischen Essig gegen Ohnmachten, Migräne, Nervenzufälle; wirkliches kölnisches Wasser, u. andere Cosmetica, Parfümerien u. Chemikalien empfiehlt unter Garantie der Unschädlichkeit und reellem Nutzen bei massigen Preisen das 469 chemische Laboratorium von Dr. Assmus in Bromberg. Versendung gegen Postnachnahme.

Plissée-Maschinen sowie rundtollige Brenn-Maschinen, zum Kleiderbeisn und Weißwahren, empfiehlt die Fabrik von 466 W. Martens, Berlin, Niederwallstr. 18.

Dank. Derlichen Dank dem Herrn Dr. med. Schwabe in Weinheim a. D. Bergstraße für die glückliche Heilung meines Sohnes von einem hochgradigen Kropf. Ich fühle mich gedrungen, Allen denen, welche an obigem Uebel leiden, diesen Herrn als einen liebevollen, gewissenhaften Arzt zu empfehlen. 468 Wih. Niemann, Magdeburg, Breitenweg 77/78.

Die 460 **Ausbildung zur Comptoir-Dame** ist von höchster Wichtigkeit. Angenehme, belehrende und bildende Thätigkeit, Sicherung vor den Zufälligkeiten des Schicksals. Höchst willkommene Hüfe für alle Geschäftslente. Der Unterricht wird brieflich unter Garantie besten Resultates erteilt. Probebrief unentgeltlich und frei. Ferdinand Simon, Lehrer der Handelswissenschaft und Inhaber des kaufm. Unterrichts-Instituts Magdeburg.

Das Geheimniß eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichen Geschmack und derselben prachtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Wäldern trinkt, herzustellen, beruht einfach darauf, daß man dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit Otto G. Weber's Feigenkaffee*) zusetzt. *) Rühmlichst empfohlen von „Bazar“, „Aber Land und Aler“ u. s. w. als das feinste Fabricat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfd. Zusendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto G. Weber in Berlin, S. O., Schmidtstraße 31. 332